

Reinhold Ulonka · NAHE UND DOCH SO FERN

REINHOLD ULONSKA

NAHE
UND DOCH SO FERN

LEUCHTER-VERLAG EG · ERZHAUSEN

6. Auflage 1991

© by Leuchter-Verlag eG, 6106 Erzhausen

Gesamtherstellung:
SCHÖNBACH-DRUCK GmbH, 6106 Erzhausen

ISBN 3-87482-001-7

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
1. <i>Kapitel</i> Nahe und doch so fern	7
2. <i>Kapitel</i> In harter Schule	14
3. <i>Kapitel</i> Die geballte Faust!	22
4. <i>Kapitel</i> An der Angel Gottes	29
5. <i>Kapitel</i> Im Scheinwerferlicht Gottes	35
6. <i>Kapitel</i> Heiliger Geist oder Schwarmgeist?	45
7. <i>Kapitel</i> Gott steht zu seinem Wort!	62

1. Kapitel

NAHE UND DOCH SO FERN

Die ersten lebendigen Eindrücke von der Existenz Gottes empfing ich nach dem Tode meines rechten Vaters. Da tauchte zum ersten Mal ganz ernst die Frage in mir auf: „Gibt es einen lebendigen Gott? Gibt es eine Ewigkeit, und wie ist es in der Ewigkeit?“ Aus dieser Zeit weiß ich nur noch, daß ich in unserem strengen ostpreußischen Winter jeden Sonntag zur Kirche gefahren bin. Die Kirche war von uns ca. 5 km entfernt, und den Weg dorthin mußte ich teilweise zu Fuß laufen. Ich weiß auch noch, daß ich damals sehr ernst gebetet habe, natürlich nicht ein freies Gebet, sondern nur die mir bekannten, gelernten Gebete! Und doch, mir schien es, als ob ich trotz allem Beten Gott immer ferner käme.

Vielleicht war auch die damalige Zeit mit schuld daran. Die Eindrücke, die evtl. im Gottesdienst ins Herz gepflanzt worden waren, wurden ja durch den Dienst in der Hitler-Jugend schnell ausgetilgt. Aber ich kann mich auch nicht erinnern, daß ich jemals das Wort von der Bekehrung gehört hätte. Wahrscheinlich haben einige der Pfarrer, die dort predigten, den lebendigen Gott selbst nicht gekannt. An einem Sonntag z. B. predigte einer der Pfarrer, der wahrscheinlich zu den „Deutschen Christen“ gehörte, daß es doch ganz gleich sei, zu wem der Mensch bete, die Hauptsache sei, daß er bete! Ob der Japaner nun vor seinem Ahnenschrank knie oder der Katholik vor einem Kreuz oder der Protestant einfach seine Hände falte und sein „Vater-unser“ bete, sei doch ganz unwichtig! Dieser Ausspruch war für mich der erste größere geistliche Schock. „Also ist alles relativ“, dachte ich, „und alle Religionen haben recht? Warum sollte ich dann überhaupt Christ sein?“ Auf diese Fragen erhielt ich nie

eine Antwort. Und so kam es, daß nach kurzer Zeit das Interesse an Gott und damit am Besuch von Gottesdiensten wieder abflaute und ich aufhörte zu beten. Vielleicht war ich Gott schon ganz nahe gewesen. Hätte mir nur damals jemand den Weg klar gezeigt, wäre ich wohl zu einer Bekehrung gekommen. Aber so starb die Sehnsucht nach Gott ab – ich blieb ohne Gott im Dunkel!

Das zweite Mal – so wie ich es heute sehe – kam Gott mir wieder nahe, und zwar diesmal nicht in einem Schicksalsschlag, sondern durch die gehörte Predigt des Evangeliums. Es war in Ohorn bei Pulsnitz in Sachsen. Der dortige evangelische Pfarrer muß bestimmt gläubig gewesen sein. Nie hatte ich zuvor einen Menschen in solcher Überzeugungskraft von Christus und der notwendigen Erlösung durch Christus reden gehört. Dieser Pfarrer war ein älterer Herr, der wahrscheinlich seinen Dienst nur noch versah, weil alle jüngeren Kollegen zur Wehrmacht eingezogen waren. Damals, als Folge seiner Predigt, nahm ich mir fest vor, jeden Abend ein „Vater-unser“ zu beten, – und soweit ich mich erinnern kann, habe ich diesen Vorsatz auch ausgeführt. Natürlich heimlich, so daß es keiner von meinen Kameraden bemerken konnte, denn ich befand mich zu der Zeit in einer nationalsozialistischen Schule. Alles sogenannte Fromme wurde dort nicht gern gesehen.

Zum dritten Mal kam mir Gott wieder nahe, und das war in den schrecklichen Erlebnissen der Bombenangriffe. Am 13. Februar 1945 wurde unsere Schule von Ohorn in Sachsen verlegt. Unser neues Ziel war uns noch nicht bekannt. Doch eines wußten wir: „Wir müssen durch Dresden fahren!“ Uns alle beschlich ein unangenehmes Gefühl. Jetzt in einer Großstadt? Großstadt, das bedeutete für uns eine riesengroße Menschenfalle. Als wir früh am Abend in Dresden einliefen, verstärkte sich dieses unheimliche Gefühl. Ob es eine Art Vorahnung war? Jedenfalls sagten wir: „Hoffentlich kommen wir hier bald raus, und hoffentlich geht alles gut!“ Man versuchte, uns zu beruhigen und sagte: „Auf Dresden ist bis jetzt noch kein größerer Angriff geflogen worden, und übrigens sind hier Flugblätter abgeworfen

worden mit der Aufschrift: „Dresden wollen wir noch schonen, denn wir wollen einmal selber darin wohnen.“ Einer unserer Führer wollte sogar wissen, daß eine Verwandte von Churchill in Dresden wohnt, und deshalb wären wir hier so sicher wie in Abrahams Schoß. Und wir glaubten tatsächlich diesen Versicherungen, wurden ruhig und sogar zeitweise fröhlich und ausgelassen.

Kurz nach 22 Uhr ging ich mit einem Kameraden Wasser holen. Unser Zug war nach vielem Hin- und Herrangieren auf einem Güterbahnhof zwischen den Bahnhöfen Wettiner Platz und Hauptbahnhof stehengeblieben. Warum ging es nicht weiter? Erst viel später habe ich erfahren, daß Dresden in jener Nacht mit Flüchtlingen überfüllt war und immer neue Transportzüge die einzelnen Strecken blockierten. Wir waren gerade ein paar 100 Schritte gegangen, als plötzlich, ohne daß wir ein Alarm-Signal gehört hätten, das Licht auf dem Bahnhof erlosch und dann von obenher eine schaurig-schöne Lichtquelle zu leuchten anfang. Es waren die sogenannten „Christbäume“, die von britischen Flugzeugen abgeworfen wurden und die ganze Gegend in ein gleißendes Licht tauchten. „Was soll das bedeuten?“ fragte ich mich. Krieg kannte ich ja bis dahin nur theoretisch. Nach der Theorie war er ein herrliches Erlebnis! Und dann brach eine wahre Hölle los. Erschreckt flohen wir zurück in unseren Waggon. Um uns herum brodelte es. Krachen, Splitter, Schreie! Wir lagen flach auf dem Boden unseres Waggons. Da durchzuckte mich zum ersten Mal in meinem Leben der Gedanke: „Wenn du jetzt sterben müßtest, wo wärest du dann?“ Und unter dem Krachen, inmitten tausendfältigen Todes, habe ich zu Gott geschrien: „Gott, laß mich leben, ich will fromm werden, und ich werde immer beten!“ Dann betete ich ein „Vater-unser“, und dann drei . . . und fünf . . . und immer wieder. In meiner Torheit dachte ich, je mehr „Vater-unser“, desto größer die Wirkung. Noch hatte ich ja nicht verstanden, daß Gott nicht die Äußerungen meiner Lippen haben wollte, sondern mein Herz.

Dieser Angriff war nach ca. 45 Minuten zu Ende. Es war alles gut gegangen, jedenfalls für uns gut gegangen. Ich

lebte noch. O, wie befreit und fröhlich habe ich diese Tatsache registriert. Das war also Krieg in Wirklichkeit. Nichts von der heroischen Schönheit, die uns immer vor die Augen gemalt wurde, sondern eher ein Stück der Hölle. Um uns herum brannte es, und der häßlich beißende Rauch drang in unseren Waggon. Die Augen brannten, die Kehlen wurden rau, und der Durst wurde zur Qual. Einige besorgten etwas Saft aus Konservendosen zu trinken. Dann wurden wir gesprächig. Und siehe da! fast jeder, der da redete, fühlte sich als Held und schwärmte von dem herrlichen Erlebnis. Dieselben Burschen, die ich neben mir während des Angriffs hatte schreien gehört, schienen jetzt diese Angelegenheit als ihr schönstes Erlebnis zu betrachten. Damals schon ging mir auf, wie wohl die meisten der herrlichen, spannenden Kriegererzählungen entstanden sein mochten. Die Wirklichkeit sieht jedoch ganz anders aus.

Vorher um das Leben gewinselt, hinterher mit Heldentaten geprahlt. — Ob das eine allgemein menschlich psychologische Reaktion ist? Eines weiß ich noch: Ich blieb still. So hart am Rande des Todes hat sich mir ein Abgrund aufgetan, und still in meiner Ecke habe ich, ohne die Lippen zu bewegen, ein „Vater-unser“ gebetet. Dann wurde ich mit anderen Kameraden wieder ausgeschickt, Wasser zu holen. Der Rauch quälte schrecklich, und der Durst plagte einen jeden von uns. Saft war nicht mehr da. Als wir nun auf Wassersuche gingen, sprach ich zu einem meiner Kameraden: „Was meint ihr, wenn die Tommys noch einmal wiederkommen, dann sind wir alle erledigt.“ Meine Kameraden lachten mich aus: „Was hast du denn eigentlich, du bist sonst der Lustigste von uns, und jetzt siehst du nur Gespenster. — Das hat's wohl noch nie gegeben, daß die Tommys in einer Nacht zwei Angriffe auf eine Stadt flogen. Und übrigens wird jetzt unsere ganze Abwehr alarmiert sein und es dem Tommy ganz schön heimzahlen. Wahrscheinlich wird keines von den Flugzeugen, die hier Dresden bombardiert haben, England wieder erreichen.“ „Naja!“ sagte ich, „mag ja sein, aber ich habe jetzt noch ein unheimliches Gefühl. Mir ist so, als wenn das Ganze nur die Einleitung gewesen wäre.“ „Mieser Pro-

phet“, sagte einer, „halt dein Maul! Bald sind wir hier sowieso raus, und dann nach uns die Sintflut.“

Und plötzlich — wir hatten die Zapfstelle noch nicht erreicht — ging das Licht wieder aus. Da schrie einer: „Mensch, du scheinst recht zu haben. Los, laufen, zurück zum Zug!“ Aber da fing es auch schon an zu krachen. War es überhaupt richtig, in den Zug zurückzulaufen? Uns war alles egal. Wir liefen nur, um zu unseren Kameraden zu kommen, als wenn in der Gemeinschaft mehr Schutz und Geborgenheit wäre. Kaum waren wir in unserem Waggon, da ging es richtig los. Der Angriff spielte sich scheinbar diesmal mit dem Schwerpunkt auf den Bahnhöfen ab. Bei uns im Wagen schrie alles. Besonders auffällig war mir eine Frau. Sie war unsere Köchin. Wie hatte sie vorher gespottet, als einige von uns — auch ich — zur Kirche gingen. Aber wie hat sie jetzt gebetet, ja, regelrecht gewinselt zu Gott! Seltsam, — jetzt war Gott ihre einzige Zuflucht.

Dann krachte in unserer Nähe eine Bombe. Die Fenster flogen aus dem Waggon raus, Splitter surrten, das Gepäck flog aus den Netzen. Es schien unser Ende gekommen zu sein. Und dann hieß es: „Alle Mann raus, rette sich, wer kann!“ Wie durch ein Wunder war keiner verwundet und keiner tot. So sprangen wir aus den Fenstern, denn die Türen funktionierten nicht mehr. Draußen sah es schrecklich aus. Ein paar Geleise von unserem Zug entfernt ging ein Munitionszug in Flammen auf, und das Höllenkonzert von Krachen und Zischen wurde noch verstärkt. Der Befehl kam für uns: „Retten, was sich noch irgendwie retten läßt!“ Jetzt erst sahen wir richtig das Ausmaß der Katastrophe auf unserem Bahnhof. Überall standen Züge, die meisten brannten. In diesen Zügen waren Menschen, Flüchtlinge aus Schlesien.

Noch sehr deutlich erinnere ich mich, wie wir zu einem Waggon kamen, dort hineinschauten und eine Frau sahen, die neben einem Kinderwagen stand und nicht zu bewegen war, aus dem brennenden Waggon auszusteigen. Ob sie irrsinnig geworden war? Oder ob das Kind neben ihr tot war und sie mit ihm sterben wollte? Jedenfalls gelang es uns nicht, die Frau herauszuschaffen, und sie wird wohl in dem

Waggon verbrannt sein. Grausige Erinnerung! Am meisten aber erschütterte mich eine kleine Szene am Rande. Auf einer Art Bahnsteig stand eine Gruppe weinender Frauen, zu deren Füßen ein kleines Bündel lag, ein etwa fünf- oder sechsjähriger Knabe mit aufgespaltenem Schädel und herausgetretener Gehirnmasse. Dieser kleine unschuldige Knabe, der dort vor den weinenden Angehörigen lag, hat mich furchtbar erschüttert. Viele Menschen hatte ich sterben sehen, aber angesichts dieser kleinen Leiche hätte ich schreien können. Der ganze Wahnsinn des Krieges schien mir in dem Tod dieses kleinen Jungen offenbar geworden zu sein. Solange ich mich erinnern kann, habe ich Kinder sehr gern gehabt. Nichts schien mir besser und schöner zu sein, als mit Kindern umzugehen. Und nun lag so ein kleiner Kerl dort zu meinen Füßen, tot und kalt. Wir mußten auf einen brutalen Befehl hin diesen Jungen wegschaffen.

Eine Frau versuchte, die weinende Mutter mitfühlend zu trösten. Plötzlich fragte sie: „Wo ist denn nun meine Gisela hingelaufen?“ Dann stellte sie sich hin und rief laut den Namen ihrer Gisela. Eine andere Frau trat an sie heran und sagte ihr: „Du, deine Gisela liegt dahinten. Sie ist tot, war gleich auf der Stelle tot.“ Da weinte auch diese Mutter los. Mitten unter den weinenden Frauen gingen wir mit der kleinen Leiche. Auch ich hätte nur weinen, weinen, weinen mögen.

Da durchzuckte es mich wieder: „Warum das alles? Wie kann Gott so etwas zulassen? Gibt es überhaupt einen Gott?“ Wie eine Donnerstimme fiel es mir ins Herz hinein: „Das ist die Strafe für unsere Sünden!“ Nicht Gott warf ja die Bomben, sondern die sündigen Menschen versündigten sich aneinander und zerfleischten sich.

Plötzlich ging mit Getöse eine Munitionsfabrik in die Luft! Dadurch wurde sie immer heißer, und zuletzt raste etwas wie ein glühendheißer Sturm über das Gelände. Es war fast unmöglich, Luft zu holen. Alles schien zu brennen, selbst kleine Steine wurden vom Sog hochgerissen. Wir warfen uns hinter einem Bahndamm hin und ich dachte: „Jetzt verbrenne ich bei lebendigem Leibe!“ Mir kam wieder der Gedanke:

„Und wo bist du, wenn du jetzt deine Augen schließen mußt? Wartet nicht auf dich das Feuer der ewigen Hölle?“

Und dann? — Dann habe ich wieder gebetet. Weinen konnte ich nicht mehr. Es war, als wenn irgendetwas in mir ausgebrannt wäre. So lag ich mitten in diesem Inferno und betete. Noch einmal gelobte ich Gott, fromm zu werden. Noch einmal klammerte ich mich verzweifelt an das Gewand des gnädigen Gottes. Und das Wunder geschah: Dieser Angriff ging vorüber, und ich lebte. Zwar mußten wir noch in dem Feuer und in der Nähe des explodierenden Munitionszuges bis zum Morgen aushalten, aber dann wurden wir herausgebracht. Es kam mir vor, als wenn ich noch einmal geboren wäre. Ein Gelübde habe ich gehalten: Ich habe von jetzt an noch intensiver jeden Tag gebetet.

Noch sechs andere Angriffe habe ich durchstehen müssen in Plauen im Vogtland. Einmal schlug sogar eine Bombe in den Nebenraum unseres Kellers ein, aber wie durch ein Wunder wurde keiner von uns verletzt oder getötet. Die Wände brachen zwar ein, die Türen flogen heraus, aber wir lebten. Damals, in dieser turbulenten Zeit, ist es mir vielleicht zum ersten Mal recht aufgegangen, wie schnell das Leben zu Ende sein kann. Aber damals ist mir auch klar geworden, daß es nach diesem Leben eine Ewigkeit gibt. Und obwohl ich fühlte, daß mir Gott immer nahe war und mich bewahrte, obwohl ich regelmäßig betete, blieb doch alles bei mir beim alten.

Heute ist mir manches klar, und heute weiß ich, daß meine ganze Notfrömmigkeit nur eine Maske war. Beten und trotzdem leben nach der Weise dieser Welt, ist denn das wahre Frömmigkeit? Nein! — Aber das wußte ich damals nicht. Des Nachts konnte ich beten, und am Tage tat ich alles mit meinen Kameraden, und manchmal trieb ich es ärger als sie. Niemand von ihnen wußte oder merkte es, daß ich „fromm“ geworden wäre. Ich war eben kein Nachfolger Jesu, sondern bestenfalls ein heimlicher Nachschleicher. Deshalb blieb ich trotz aller schrecklichen Erlebnisse und aller ernstesten Gelübde in der Gottesferne. Ist das nicht furchtbar? Aber leider war es so. Bis ich zur Erkenntnis meiner Sünden und zur wahren Umkehr kam, sollte noch eine längere Zeit vergehen.

2. Kapitel

IN HARTER SCHULE

Um mein Herz zu gewinnen, mußte Gott noch manch andere Schläge mich treffen lassen. Wie ihr wißt, ging im Frühjahr 1945 unser Vaterland mehr und mehr an unsere Gegner verloren. Der Zusammenbruch Deutschlands schien nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Und doch – kurioserweise – waren wir Jungen trotz aller Niederlagen an allen Fronten felsenfest vom Endsieg Deutschlands überzeugt. Aber im April 1945 hörten auch wir den Kriegslärm immer näher auf uns zurollen. Manchmal wollte die bange Frage ins Herz kommen: „Wenn wir nun den Krieg doch verlieren?“ Aber alle diese Zweifel wurden tapfer unterdrückt.

Und dann kam ein Tag, an dem unsere Schule aufgelöst werden mußte. Fast unsere ganze Schulmannschaft machte einen Durchbruchversuch nach dem Norden. Als wir aber den Stadtrand von Zwickau erreicht hatten, kamen uns schon entsetzte deutsche Soldaten entgegengelaufen. „Haut ab!“ hieß es, „der Amerikaner ist schon in Zwickau!“ So kehrten wir wieder um, zurück zu unserer Schule. Dort wollte man uns nicht mehr aufnehmen. Nur mit Gewalt und Drohung gelang es uns, für eine Nacht Quartier und etwas Verpflegung zu bekommen. Am nächsten Morgen stellte unser Schulleiter jedem ein Schreiben aus, in dem er uns der Fürsorge der Wehrmachtsverpflegungsstellen anbefahl.

So kamen wir noch am Schluß dieses Krieges unter die Soldaten. Mit einem Feldwebel, der verwundet war und Marschbefehl nach Karlsbad hatte, zogen wir in Richtung Tschechoslowakei. Damals war es ja noch der deutsche Sudetengau. Zum ersten Mal hörten wir dabei einen deutschen Soldaten von der sicheren Niederlage reden. Fast schien uns dieser Feldwebel ein Verräter zu sein. Von Karlsbad, das

wir nach vielen interessanten Abenteuern erreichten, ging es nach Marienbad. Dort wurden wir von unserem Feldweibel getrennt. Trotz seiner Verwundung wurde er wieder an die Front geschickt. Wo war eigentlich die Front?

Überall und nirgends. — Die deutsche Armee befand sich in der Auflösung. Durch verschiedene Umstände gerieten wir dann in diesen Tagen in Kontakt mit einer SS-Einheit. Dabei geschah es, daß ich an einem Morgen schwer verwundet wurde. Das rechte Bein, die rechte Bauchseite und der rechte Arm waren aufgerissen und verbrannt. So kam ich in amerikanische Gefangenschaft und ins Lazarett. Dieses hatte noch ausschließlich deutsches Personal. Es war in Bad Königswert. Dort wurde ich operiert. Nur dem gnädigen Zugriff Gottes verdanke ich es, daß ich mein Bein behalten durfte. Einer der operierenden Ärzte meinte: „Nur versuchsweise, denn das Bein wird wahrscheinlich nicht mehr ernährt und muß doch amputiert werden.“

In diesem Lazarett gab es sehr gute Verpflegung. Die amerikanischen Bewacher waren sehr höflich, und auch die neuen tschechischen Herren, die wir dort zum ersten Mal zu sehen bekamen, waren äußerst korrekt. Jeden Tag gab es neben der normalen Verpflegung einen Beutel Zwieback und ein halbes Brot. Aber ich konnte nichts essen. Ich war so schwach, daß ich während der ersten vier Tage keinen Bissen hinter bekam. Dann erst begann ich ein ganz klein wenig zu essen.

An einem Morgen kam eine Krankenschwester herein und sagte: „Ihr werdet alle nach Marienbad verlegt. Der Krieg ist aus. Deutschland hat bedingungslos kapituliert. Macht euch also bereit, am Nachmittag geht es ab nach Marienbad.“ Wie gesagt, hatte ich viele Tage nicht gegessen, und so hatten sich allerhand Beutel mit Zwieback und eine ganze Anzahl halber Brote in meinem Spind angesammelt. Als ich nun in den Sanka verladen wurde, wollte mir die Schwester all mein Brot und Zwieback mitgeben; aber ich wehrte ab. „Was soll ich damit?“ sagte ich, „ich kann ja kaum die laufende Verpflegung schaffen, und was soll ich dann noch das Zeug mitschleppen?“ Aber die Schwester schaute mich eigen-

artig an. „Junge, nimm wenigstens den Zwieback mit, denn in Marienbad wird es wohl nicht so rosig sein.“ So ließ ich mir widerstrebend den Zwiebackbeutel unter das Kopfteil meiner Trage packen. Beim Ausladen in Marienbad wurde mir dann mein Zwieback gestohlen.

Völlig erschöpft wurde ich in mein Bett gebracht. Eine Schwester brachte mir ein sehr, sehr dünnes Scheibchen Brot mit Butter und eine Tasse Getränk. Müde wehrte ich ab, ich wollte nichts essen. Am nächsten Morgen kam die gleiche Schwester wieder mit einem halben Scheibchen Brot, auf welchem dünn Butter gekratzt war. „Na, mein Junge“, sagte sie, „nun greif mal ordentlich zu. Jetzt hast du gewiß Hunger.“ Und ob ich den hatte. Zum ersten Mal seit meiner Verwundung hatte ich einen regelrechten Bärenhunger. „Schwester“, sagte ich, „heute habe ich schrecklichen Hunger. Sie können mir ruhig mehr Brot bringen. Heute werde ich es ganz bestimmt aufessen.“ Da schaute mich die Schwester traurig an. „Mein lieber Junge, mehr gibt's hier nicht. Du erhältst schon Zusatzverpflegung, weil du noch unter 18 bist.“ Als ich das hörte, hätte ich weinen mögen, denn was jetzt kam, wußte ich: Hunger. Nie zuvor hatte ich Hunger kennengelernt. Was ich vorher Hunger nannte, war im besten Fall Appetit.

Und so begann für mich eine neue Erfahrung: die bitterharte Hungerzeit! Täglich starben Leute bei uns; viele nicht nur an den Folgen ihrer Verwundungen, sondern einfach aus Mangel an Nahrung! Hunger, welch ein furchtbares Wort! O, wie haben mir die Eingeweide wehgetan vor Hunger! Bis in die Träume hinein verfolgte mich und meine Kameraden nur der Gedanke an Essen. Und dadurch wurde der Hunger nur noch schlimmer. Da konnte man plötzlich einen Kameraden reden hören: „Das schmeckt aber prächtig. Bitte, noch eine Portion, Herr Ober!“ Und dann sah man ihn kauen und hörte ihn schmatzen. Furchtbar! Er aß nur in der Einbildung. Aber ein paar Stunden später war er tot, verhungert.

Zu all dem Hunger machte sich auch der Mangel an Medikamenten bemerkbar. Es gab nichts, was in solchen Fällen hätte angewandt werden müssen. Es fehlte an Antiseptika,

Tetanus-Serum, den rechten Salben usw. Und so kam es, daß viele Verwundete den Brand bekamen, ihre Glieder oder sogar ihr Leben verloren. Ich selber kam dem Tode noch einmal sehr nahe. An einem Morgen fühlte ich in allen Wunden einen furchtbar brennenden Schmerz, der aber plötzlich verschwand. Und dann, dann fühlte ich, wie eine Art Schlappheit und Müdigkeit über mich kam. Es wurde mir sehr warm, aber trotzdem freute ich mich nicht darüber. Eine furchtbare Gleichgültigkeit kam über mich. Als der Stabsarzt dann hereinkam und Visite machte, sah er mich dort liegen. „Wie geht es dir, mein Junge?“ fragte er. Nur mit vieler Mühe gelang es mir, ihm überhaupt zu antworten. Es schien, als wenn die Sprechwerkzeuge meinem Willen nicht mehr gehorchen wollten. „Ach“, konnte ich nur sagen, „mir ist etwas heiß und ich bin so sehr müde, aber Schmerzen fühle ich nicht.“ Da legte er mir die Hand auf den Kopf und blickte erschrocken die Schwester an. „Wer hat heute Fieber gemessen? Sofort nochmal Fieber messen!“ Dann flüsterte er noch etwas der Schwester ins Ohr. Was er ihr wohl gesagt hatte?

Die Schwester verschwand, und der Arzt blieb neben mir sitzen. Ganz belanglos plauderte er mit mir. „Warum geht der Kerl nicht weg“, dachte ich, „mit mir ist doch alles in Ordnung?“ Und dann kam die Schwester mit einer Spritze, die mir der Arzt darauf sofort gab. Ich bekam eine Schwester als ständige Wache verordnet. Später erst erfuhr ich, daß ich hart am Rande des Todes gewesen war. Ein schweres Wundfieber hatte nämlich in meinem ausgemergelten Körper gewütet.

Eins ist mir später klar geworden: In diesem Zustand absoluter Gleichgültigkeit hätte ich mich nie bekehren können. Ich hatte nicht einmal mehr die Kraft, an Gott oder meine Angehörigen zu denken. Das möchte ich manchem zur Warnung sagen, der da meint, auf dem Sterbebett sich bekehren zu können. Wer in gesunden Tagen an Gottes Gnadenruf vorbeigeht, wird auf dem Sterbebett kaum mehr Kraft und Fähigkeit haben, die Gnade Gottes zu suchen und zu erleben. Eines weiß ich: Wenn ich damals gestorben wäre, dann

wäre ich auf ewig verloren gewesen. Aber Gott war gnädig und ließ mich nicht sterben.

Nach dieser furchtbaren Krise besserte sich mein Zustand. Eines freilich blieb, und das war der Hunger. Aber in der Stille des Lazarets begann ich wieder, über das Leben nachzudenken. Vielleicht kann mich manch einer nicht verstehen, aber für mich war damals mehr als nur ein Krieg verloren gegangen. Für mich war eine Welt zerbrochen, mir war eine Hoffnung geraubt. Der sogenannte Führer, dem wir völlig vertraut hatten, hatte sich feige aus der Affäre gezogen. Von den Kameraden, die neben mir lagen, wollte keiner mehr Nazi gewesen sein, und wenn es nicht mehr zu leugnen war, behauptete man, nur gezwungenermaßen der Partei beigetreten zu sein. O, damals bekam ich einen Ekel vor den Erwachsenen. Waren das unsere Vorbilder und unsere Führer? Ja, es zerbrach viel in mir.

Und dann, dann war auch meine Heimat verloren. Von meinen Angehörigen wußte ich nichts. Gab es überhaupt noch eine Hoffnung oder Zukunft für uns Deutsche? Fest war ich davon überzeugt, daß nach diesem Kriege wir Deutschen durch Hunger ausgerottet würden oder auf ewige Zeiten ein Sklavenvolk sein würden.

Und in dieser Zeit, in der alle zeitliche Ordnung zerbrach, beschäftigte mich der Gedanke an die Ewigkeit. Einer meiner Kameraden, ein alter Kämpfer bei den Nazis, der neben mir lag, stöhnte an einem Tage auf: „Es konnte ja nicht gut gehen!“ sagte er immer wieder. — Er dachte eben laut. „Was konnte nicht gut gehen?“ wurde er gefragt. „Nun, das mit uns, mit Deutschland, mit der Partei. Unser Fehler war: wir haben Gott verlassen. Und dann diese scheußliche Geschichte mit den Juden ...!“ begann er zu weinen. „Kameraden“, sagte er, „wir müssen zurück zu Gott!“

Das Zeugnis dieses vielleicht 50jährigen Mannes hat mich tief bewegt. Also empfanden auch andere genau wie ich. An einem Morgen bat ich die Schwester um eine Bibel. Dieses unheimliche schwarze Buch hatte ich sonst nie gern gelesen. Aber jetzt schien es mir die wichtigste Lektüre zu sein. „Wenn mir irgendein Buch den Weg zu Gott weisen könnte“,

so dachte ich, „dann nur die Bibel.“ Aber leider verstand mich die Schwester wohl falsch. Sie meinte anscheinend, daß meine Sinne langsam durcheinander gingen. „Du wirst doch jetzt wohl nicht sentimental werden“, sagte sie, „laß den Quatsch! Du stirbst noch lange nicht! Unkraut vergeht nicht!“ Oder sollte sie gemeint haben, daß die Bibel und das Christentum nur etwas zum Sterben sind? Dieser seltsamen Meinung huldigen ja viele Menschen.

Ja, so blieb ich ohne Bibel. Aber gebetet habe ich jeden Abend, und ich fühlte auch so etwas wie einen Hunger nach Gott. Dieser Hunger schien mir geläuterter zu sein. Es war nicht mehr die Angst vor dem Sterben, die mich an Gott denken ließ, sondern jetzt war es die ernste Frage nach dem Sinn des Lebens. Fast erkannte ich es schon damals: Ohne Gott ist das Leben bestenfalls Lebendigkeit, aber kein wahres Leben. Doch trotz allem fand ich den Frieden mit Gott nicht, trotz allem blieb ich in der Gottesferne.

Dann zerriß mich wieder das schreckliche Gefühl des Heimwehs, und in mir stieg die Frage auf: „Hat das Leben überhaupt noch einen Sinn? Ist es nicht besser, Schluß zu machen?“ An einem solchen Tage erlebte ich einen völligen inneren Zusammenbruch. Das Heimweh packte mich, das Weiterleben schien mir sinn- und zwecklos zu sein! Auf dem Nachttisch griffbereit lag eine Injektionsspritze. Eine Stimme sagte mir: „Nimm die Spritze und jage dir 20 ccm Luft in die Adern! Dann ist's aus, dann hast du deine Ruh'!“ Von Kameraden hatte ich nämlich gehört, daß 20 ccm Luft in die Adern genügten, um dem Leben ein Ende zu machen. Viel später erst erfuhr ich, daß dieser Tod ein furchtbar schrecklicher und qualvoller sein soll. Aber das wußte ich ja damals nicht. Und so griff ich zur Spritze. Und da! – im entscheidenden Moment – öffnete sich die Türe, und eine Schwester kam herein. So ganz zufällig. Zufall? Ja, was nennen wir kleinen Menschen nicht alles Zufall. Heute weiß ich, daß sie im entscheidenden Moment von Gott geschickt wurde, um mich vor einer großen Torheit zu bewahren. Sie sah mich an, sah die Spritze und fragte mich: „Was machst denn du da?“ Ich konnte nicht mehr antworten. Nach langer Zeit

zum ersten Mal fing ich bitterlich an zu weinen. Unter Tränen konnte ich nur sagen: „Schluß machen wollte ich, einfach Schluß machen! Es hat doch alles keinen Zweck!“ „Mensch, Junge“, sagte sie, „gib sofort die Spritze her, bist du denn verrückt geworden? Eigentlich gehörte dir der Hintern voll geschlagen!“ Aber dann schien es so, als ob sie etwas Mitleid mit mir bekäme. Sie faßte mir an den Kopf und sagte: „Es wird schon noch alles gut werden, mein Junge!“ Ob sie es selber glaubte? Mich jedenfalls tröstete sie! Ein paar Tage darauf schämte ich mich selber meiner Schwäche.

Dann dachte ich wieder an Gott und Ewigkeit. Hätte ich wirklich Ruhe gehabt? Wer weiß? Zum ersten Mal nach langer Unterbrechung stieg in mir der heiße Wunsch auf, sobald wie irgend möglich einmal zur Kirche zu gehen. Es war mir: „Die Kirche muß dir helfen. In der Kirche wird ja von Gott gesprochen, und dort in der Kirche wirst du wohl auch Gott finden.“

Nebenbei bemerkt, war es mir auch interessant, als ich einmal ganz unbeabsichtigt entdeckte, daß alle mit mir im Zimmer liegenden Kameraden abends heimlich beteten. Ich wollte nämlich jemanden ansprechen, doch der antwortete mir nicht. Zwei-, dreimal rief ich seinen Namen, bis er dann schließlich antwortete. „Warum hast du nicht sofort geantwortet?“ fragte ich ihn. Verlegen antwortete er mir: „Weißt du, ich bete immer abends, und ich hatte gerade vorher gebetet.“ Da sagte ich: „Du, ich bete auch immer.“ Und siehe da! — alle, die mit uns im Zimmer lagen, bekannten, daß auch sie abends beteten. Diese Entdeckung half uns, die Scheu voreinander abzulegen, so daß wir ganz offen über geistliche Dinge miteinander sprachen. O, welch ein Hunger schlummerte doch in den Herzen dieser Burschen, ein echter Hunger nach Gott! Da waren Herzen reif für verantwortliche Seelsorge! — Leider fehlte sie ganz.

Und dann kam es aus unserer Brust heraus: „Ach, wenn wir doch nur einmal zur Kirche gehen könnten.“ Die Kirche war ja nicht weit, sie war direkt im Nachbarhaus. Endlich sollte auch dieser Wunsch in Erfüllung gehen. Noch nie sind

wohl zwei junge Menschen hungriger und offener zur Kirche gegangen, als damals mein Kamerad Horst und ich an jenem Sonntag in Marienbad. Kirchgang war uns ein Geschenk. Aber leider sollte dieser Kirchgang mit einer bitteren Enttäuschung enden. Zunächst einmal gab es uns schon einen Schock, als wir hörten, daß die Besucher aus den Lazaretten nicht am Heiligen Abendmahl teilnehmen durften. Dazu kam noch die Liturgie, in der die Worte gesungen wurden: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“ Das machte das Maß der Enttäuschung voll. Diese Worte schienen mir wie ein Hohn zu sein. Wo war denn der Friede? Wir waren elende Opfer des Krieges. In Japan waren gerade die ersten Atombomben gefallen. Da singt die Christenheit vom „Frieden auf Erden?“ Sie singt es schon mehrere Jahrhunderte ohne schamrot zu werden? Und noch nie ist es ihr gelungen, den Frieden auf Erden zu schaffen. Stattdessen wurde ein Krieg schrecklicher als der andere. Nein, wenn das Gottes Wort ist, dann ist eben alles Schwindel! Ist das nicht oft die Logik vieler Menschen?

Als Folge von diesem Kirchgang kam in mein Herz durch diese Enttäuschung eine bewußte Auflehnung gegen Gott: „O Gott, wo ist denn Dein Friede, den Du auf Bethlehems Fluren verkündigen liebest?“ So trieb mich dieser Kirchgang in die Arme des Atheismus. Noch ein paar negative Erlebnisse mit sogenannten frommen Christen – sprich: „*Kirchenangehörigen*“ – genügten vollends, um alles das, was ich bisher mit Gott erlebt hatte, zu zerstören und mich völlig von Gott zu entfremden.

Erst viel, viel später, nämlich nach meiner Bekehrung, erkannte ich, daß in dem oben zitierten Vers Gott von einem ganz anderen Frieden redet. Nach dem Grundtext heißen diese Worte ja: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden *in* den Menschen, die Gott wohlgefallen.“ Aber das wußte ich damals nicht, und niemand sagte es mir. So nahm eine schlechte Entwicklung ihren Lauf. So sehr ich Gott bis zu diesem Augenblick meinte, gesucht zu haben, so sehr begann ich alles „Fromme“ zu hassen.

3. Kapitel

DIE GEBALLTE FAUST!

Nach vielen abenteuerlichen Erlebnissen, die im einzelnen wohl wert gewesen wären, aufgezeichnet zu werden, gelang es mir, halb geheilt aus der Tschechoslowakei herauszukommen. Nun war ich also wieder in Freiheit. Aber wie sah diese Freiheit aus? Zunächst einmal wußte ich nichts von meinen Angehörigen. Wohin sollte ich gehen? Meine letzte Nachricht von einem von ihnen war aus Norddeutschland, und so versuchte ich, nach Norddeutschland zu reisen. Reisen war ja damals ein halbes Abenteuer. Die einzelnen Zonengrenzen wurden streng bewacht. Es ist heute meist viel leichter, irgendeine Landesgrenze zu überschreiten als damals die Zonengrenze. Aber es gelang mir, trotz der strengen Bewachung, durch alle Kontrollen zu schlüpfen.

So kam ich nach Soltau in der Lüneburger Heide. Hier sollte für mich ein neues Leben beginnen, aber es war leider nur das alte. In der Lüneburger Heide herrschte damals, wie in der ganzen britischen Zone, auch eine ziemliche Lebensmittelknappheit. Ich war dort als Flüchtling, besaß nur, was ich auf dem Leibe hatte und erhielt auch durch die Behörden nichts mehr. Die Freiheit wurde sehr bitter, und das Hungern begann von neuem. Da erfaßte mich eine Wut, eine Wut gegen alle Menschen, die es besser hatten als ich. Warum mußte ich ein Flüchtling sein? Warum war es mir nicht vergönnt, in unserem eigenen Haus zu wohnen oder auch nur ein vernünftiges Dach über dem Kopf zu haben?

In dieser Zeit erfüllten mich die furchtbarsten Rache- und Haßgedanken gegen alle Menschen. Sie waren mir alle persönlich dafür haftbar, daß ich ein Flüchtling war. Besonders erfaßte mich ein Haß gegen die britische Besatzungsmacht. Sie schien mir nach dem Kriege die Deutschen nur noch tie-

fer ins Elend zu drücken und auch an meinem Schicksal schuld zu sein. So kam es, daß ich auch mit dem Gesetz zerfiel. Wegen unerlaubtem Waffenbesitz wurde ich vor dem britischen Militärgericht angeklagt. Waffen lagen damals auf den Wiesen und in den Wäldern massenhaft herum. Sie zu beschaffen, war kein Problem. So hatte eine Gruppe von jungen Männern, unter ihnen auch ich, sich ein regelrechtes Waffen-Depot angelegt. Unser Ziel war, die Engländer aus Deutschland herauszujagen, oder zumindestens sie ordentlich zu ärgern. Natürlich war das alles halb ausgegorenes Zeug, tolle Phantasieprodukte, weiter nichts, aber es war im Moment ein Ventil für unsere Zorn- und Rached Gedanken. Daß es nicht zu einer Schießerei mit den Engländern kam, hat Gott verhindert, und manches andere auch noch.

So hat Gott z. B. mich davor bewahrt, ein kaltblütiger Mörder zu werden, dadurch, daß die Pistole einmal versagte. Hinterher haben mir die Hände und die Knie gezittert, und ich wäre am liebsten auf die Knie gefallen und hätte Gott dafür gedankt, daß das Ding nicht losging. Aber Gott? An Ihn glaubte ich doch schon lange nicht mehr. Mir war es damals so, als wenn all mein Zorn in besonderer Weise ein Zorn gegen Gott wäre, beziehungsweise gegen alles Göttliche. Vielleicht wäre ich damals sogar fähig gewesen, Kirchen in die Luft zu sprengen. Bei jeder Gelegenheit, d. h., wo ich irgendwie noch eine Art religiösen Glaubens fand, lästerte ich und versuchte, diesen sogenannten Gläubigen zu beweisen, daß die Bibel Unfug und kein Gott im Himmel ist. Wieviele Leute mag ich damals mit diesen lästerlichen Reden geärgert und wieviele junge Leute auch angesteckt haben? Ich weiß es nicht. Aber eines weiß ich, wie ich manchmal in ohnmächtigem Zorn die geballte Faust gen Himmel streckte. Ich wollte Gott herausfordern, Ihn zwingen, sich zu zeigen, — und Gott schwieg. So wurde ich immer sicherer, daß es keinen Gott gibt. Eigentlich war es sehr beruhigend, aber leider auch gleichzeitig beunruhigend. Keinen Gott? Alles nur blinder Zufall? Ich auch nur ein Zufalls-Produkt? Mir schien dadurch die Welt nur noch sinnloser geworden zu sein.

In die schlimmste Periode meines militanten Atheismus fiel dann der Prozeß vor dem britischen Militärgericht in I. Instanz. Damals regierte noch ein gewisser Haß gegen die Deutschen, auch auf den Militärgerichten. Der Richter verwies meinen Fall nach der Verhandlung an das höhere Militärgericht. Das jagte mir einen Schrecken in die Glieder. Wenn diese Angelegenheit an das höhere Militärgericht mußte, dann war das Schlimmste zu befürchten. Der Militärrichter machte aus seinem Haß und Abscheu gegen Deutsche keinerlei Hehl. Du liebe Zeit, was würde mit mir geschehen? Als die Verhandlung vorbei war, schien es mir geraten, zu flüchten, ehe die zweite Verhandlung vor dem höheren Militärgericht stattfand. Wohin sollte ich aber fliehen? So kam ich in eine ungeheure Zwickmühle. Wer könnte mir raten und mir helfen?

Damals, fast verschämt, suchte ich wieder einige Gottesdienste in den Kirchen auf. „Vielleicht gibt es doch Gott“, grübelte ich, und bemerkte dabei ganz erschrocken, daß ich im tiefsten Herzensgrunde immer an Gott geglaubt hatte. Aber diese Gottesdienste gaben mir keinerlei Hilfe oder Wegweisung. Im Gegenteil! Es schien mir nur bestätigt, was ich in letzter Zeit über Kirche und Religion gedacht hatte. Die Gottesdienste waren langweilig, der Verkündiger schien an den Zuhörern vorbeizureden. Die größte Anzahl der Zuhörer schlief während der Verkündigung, und die die Augen offen hielten, schienen mir mit offenen Augen zu schlafen. „Nein, nein“ so schrie es in mir, „in diesem frommen Museum kannst du niemals Hilfe erfahren.“ Der Kanzelton war unnatürlich und unwirklich, das Ganze roch so muffig. Es ist nicht zuviel gesagt: Alles war wie ein frommes Museum. Und so machte ich Schluß mit meinem „Gottsuchen“. Ich war einmal mehr in meinem Leben an einem toten Punkt.

Die Verhandlung vor dem höheren britischen Militärgericht ließ immer noch auf sich warten. Und ich? Ich wütete schlimmer gegen alles „Christliche“ als vorher. Dazu trugen noch ein paar rein materielle Enttäuschungen durch die Kirche bei. Sie vergab nämlich an Flüchtlinge ehemalige

Waldgrundstücke als Gartenparzellen. Das war für die Leute eine große Freude, winkte doch Zusatzverpflegung. Allerdings steckte der Boden noch voll von Stubben. Diese haben die Leute mit viel Mühe herausgerissen, die einzelnen Wurzeln entfernt und so den Boden urbar gemacht. Im ersten Jahr trug der Boden noch nichts, im zweiten Jahr ganz wenig, und gegen Ende des zweiten Jahres wurde den Leuten das Land wieder genommen. Eine furchtbare Welle der Enttäuschung ging durch die Herzen der Flüchtlinge. Zwei Sommer hatten sie sich gequält, und nun, da zu erwarten stand, daß der Boden ihnen endlich einen kleinen Ertrag geben würde, wurde ihnen das Land wieder genommen. Ich weiß leider nicht, was die Kirche im einzelnen zu diesem Schritt bewog, aber eines weiß ich, was diese Handlung bei den Flüchtlingen auslöste. Ein großer Teil ging nicht mehr in die Kirche, und mir selbst schien dieses nur zu bestätigen, daß „Gott“ und „Kirche“ nicht mehr für die Menschen da waren, denn Gott schwieg doch zu alledem. Erneut packte mich der Zorn, und meine geballte Faust ging wieder gen Himmel.

In dieser Zeit machte ich auch noch die Bekanntschaft einer älteren Dame, die sich sehr fromm gab. Sie sang immer christliche Lieder — viele davon hatte ich noch nie gehört —, wußte allerhand Bibelverse und schien auch sonst ganz anders zu sein als all die anderen Menschen. Diese Frau lud mich einmal zur Kirche ein. Das hätte sie lieber nicht tun sollen. Sie erzählte mir unterwegs, daß sie bekehrt wäre und daß man einen Unterschied zwischen echten und falschen Christen machen müßte. Auch erzählte sie mir nebenbei, wie sie manche Gebetserhörung erlebt habe. „Nun“, dachte ich, „vielleicht ist diese Frau doch anders, und vielleicht gibt es doch einen Gott, der sich um uns kümmert.“ Also ging ich mit dieser Frau in die Kirche. Der Gottesdienst war langweilig wie sonst. Am Schluß gingen wir beide wieder nach Hause. „Nun“, dachte ich, „es scheint so zu sein, daß Gott sich nicht um *mich* kümmert, aber was mag denn diese fromme Frau im Gottesdienst empfangen haben?“ Sie verstand ja alles besser als ich.

Eine Bekannte dieser Frau gesellte sich zu uns. Da platzte für mich die Bombe, denn ohne Rücksicht auf mich zu nehmen, unterhielten sich die beiden Frauen. Sehr gespannt horchte ich zu, denn, „nun würden sie wohl gewiß“, so dachte ich, „von ihren Erlebnissen mit Gott berichten.“ Aber wie war ich enttäuscht, als ich diese beiden Frauen nur über eine dritte, abwesende Person böse herziehen hörte. „Also“, durchzuckte es mich, „auch das ist nur alles Schwindel.“ In der Kirche fromm, zu Hause christliche Lieder singen – zugleich den lieben Nächsten durchhecheln, das paßt ja fein zusammen! Aber warum duldet Gott das? Mir wurde es jetzt gewisser als je: Es gibt keinen Gott!

Im Frühjahr wurde mein Bruder konfirmiert. Er hatte sich aus der Ostzone herausgerettet und mußte nun hier nachträglich konfirmiert werden. An dem Tage seiner Konfirmation habe ich noch einmal meine ganze Bitterkeit und Enttäuschung an Gott, Christentum und Kirche über ihn ausgeschüttet. In fanatischem Haß habe ich ihm entgegengeschrien: „Es ist ja alles Schwindel, es gibt keinen Gott! Und Christenglaube ist nur etwas für die Dummen!“ So fuhr meine Faust wieder in die Luft! Aber mein Bruder schaute mich ruhig an und sagte: „Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich fein. Gott wird auch dich noch finden.“ Und mein Bruder war unbekehrt! Hohnlachend und wütend ließ ich ihn stehen: „Du Dussel, wo bleibt denn dein Gott, he? Wenn Er ist, soll Er mich doch mal packen!“ Und doch war dieses Wort meines Bruders fast eine Weissagung. Gott hat wohl nicht zugeschlagen, um mich zu *strafen*, aber Er ist mir nachgegangen, *um mich zu retten!* Aber davon später.

Mein alter Wunsch war, einmal Naturwissenschaftler zu werden. So suchte ich, wo ich es irgend erreichen konnte, mir naturwissenschaftliche Bücher zu beschaffen. Leider war es damals fast unmöglich, Dementsprechendes zu erhalten. Einmal sah ich ganz überrascht in dem Schaufenster der kommunistischen Partei ein paar naturwissenschaftliche Bücher liegen. Sofort ging ich hinein und lieh mir eines davon – und bald war ich Stammkunde in der Leihbücherei der kommunistischen Partei. Endlich hatte ich Gelegenheit, mein

Wissen etwas zu weiten! Studieren war mein Leben! Und die atheistischen Thesen, die zwischen den Zeilen in diesen streng fachwissenschaftlichen Büchern standen, fielen bei mir auf fruchtbaren Boden. Gott, dieses Ammen-Märchen, war durch sogenannte „wissenschaftliche Erkenntnisse“ für mich völlig widerlegt. Mit Eifer bemühte ich mich, modern-naturwissenschaftlich zu denken. Jeder christlich eingestellte Mensch war in meinen Augen ein geistig Zurückgebliebener. Das naturwissenschaftliche Denkschema schien auch wirklich logisch und lückenlos zu sein.

Und doch —, öfter ertappte ich mich dabei, daß ich diesen „naturwissenschaftlichen Erkenntnissen“ nicht recht traute. Die „Logik“ blieb mir zu oft auf halbem Wege stehen. Wer hatte den Atomen und Molekülen denn den Befehl gegeben, sich sinnvoll und planvoll zur Materie zu vereinen? Planen konnte doch nur etwas, was denken konnte. Kann die Natur denken? Kann die Materie denken? Dann wäre ja die Natur eine *Person!* Wer hat denn die Gesetze in die Natur hineingelegt? Alles Fragen, auf die ich keine Antwort fand. Mir erschien plötzlich das naturwissenschaftliche Denken viel sinnloser als der Gottesglaube. Aber tapfer versuchte ich, allen diesen mannigfaltigen Zweifeln zu begegnen. Bis in die Nächte hinein las und studierte ich. Heimlich machte ich in meiner Wohnung Experimente, wobei einmal fast die Wohnung in die Luft gegangen wäre. Manchmal kam ich mir bei allem Wissen doch ganz elend und zerrissen vor. Gott hatte ich nicht, die Naturwissenschaft befriedigte mich nicht und in mir selbst stimmte es auch nicht. „Wohin“, dachte ich, „wohin soll das alles führen?“

Und dann, in dieser so zerrissenen Zeit, erhielt ich eine Einladung zu einem bunten Nachmittag des Jugendbundes für Entschiedenes Christentum. Entschiedenes Christentum? Das mußte ja ein ganz fanatischer Club sein. Wahrscheinlich alles solche lebenden Mumien aus dem vergangenen Jahrhundert. Aber bunter Nachmittag? Hm, das zog irgendwie. Mehr aus Neugier, wie die Frommen einen bunten Nachmittag halten würden, folgte ich der Einladung. Ob die auch lachen konnten? Oder bestand ihr bunter Nachmittag nur

aus langweiligem Choräle- und Kanon-Singen? Wie war ich verwundert, als ich statt einer langweiligen Schar von jugendlichen „Mummelgreisen“ in die Angesichter von fröhlichen und glücklichen jungen Menschen blickte. Das war mal wirklich eine angenehme Überraschung von Seiten der Frommen.

Und was die sangen, das waren alles andere als langweilige Choräle: Frische und fröhliche Lieder, manchmal im Marschtakt, daß man gut danach marschieren, oder im Dreiviertel-Takt, daß man gut danach tanzen konnte. Das alles war mir neu. Selbst die Auswahl ihrer Instrumente war anders, als ich es bis dahin in Kirchen und christlichen Kreisen gewohnt war. Gitarren, Mandolinen und Geigen wurden zu den fröhlichen Melodien zum Klingen gebracht. Konnte Christentum denn auch so fröhlich sein? Das war eine neue Offenbarung! Und dann sah ich einige Gesichter unter den Sängern, bei denen dachte ich: „Die kennst du doch, das sind ja Flüchtlinge wie du auch, und sie sind trotzdem so fröhlich? Die haben bestimmt nicht mehr zu essen, aber Freude haben sie trotzdem.“ Na, dann ließ ich den Nachmittag an mir vorüberrauschen. Selten in meinem Leben habe ich so herzlich gelacht wie an diesem Nachmittag im Kreise der „Entschiedenen Christen“. Als dann am Schluß eine Einladung zu einem Missionsfest kam, welches in der Nähe stattfinden sollte, war es für mich klar: Da gehst du einmal hin. Ehe ich es bemerkte, saß ich an der Angel Gottes.

4. Kapitel

AN DER ANGEL GOTTES

Zu diesem Missionsfest, so stand es bei mir fest, wollte ich unbedingt hingehen, zumal nebenbei bemerkt wurde, daß ein jeder Kochgeschirr oder Teller mitbringen sollte, weil es eine kräftige Erbsensuppe gäbe. „Das ist sehr gut“, dachte ich. „Wenn du schon nichts für deine Seele bekommst, dann war der Weg doch nicht vergeblich. Du hast ja dann wenigstens eine gute, kräftige Erbsensuppe.“ So waren die Beweggründe, die mich zu diesem Fest trieben, wohl nicht ganz lauter, aber doch war in meinem Herzen auch die Sehnsucht, so glücklich und fröhlich zu werden wie die jungen Leute, die ich eben kennengelernt hatte. Ob das alles bei denen nur Einbildung war, so eine Art fromme Selbsthypnose? Oder hatten sie wirklich ein Erlebnis mit Gott gemacht, das, wie ich richtig fühlte, auch ich machen müßte, um ein anderer Mensch zu werden? Das wollte ich gründlich untersuchen.

So zog ich dann schon am Samstag mit einer größeren Anzahl Jugendlicher mit dem Kochgeschirr bewaffnet zu dem Dorf, in dem das Missionsfest stattfinden sollte. Wir sollten noch helfen, ein paar Notsitze herzurichten und durften dann nachts im Heu schlafen. Wie ich merkte, waren nicht alle, die mit mir dorthin marschierten, Menschen, die Gott gefunden hatten. Bald hatte ich eine kleine Gruppe in der Schar entdeckt, die wohl nur aus Abenteuerlust oder der Erbsensuppe wegen zum Missionsfest kam. Denen schloß ich mich an, und abends richtete ich es so ein, daß wir auch miteinander im Heu lagen. So war es uns möglich, schmutzige Witze zu erzählen und uns auf unsere Art zu amüsieren. Eine merkwürdige Vorbereitung für ein Missionsfest, nicht wahr? Aber Gott hat sich auch dann nicht abhalten lassen, mit mir zu reden.

Am nächsten Morgen gab es ein kräftiges Frühstück und danach eine Morgenandacht. Was mir absolut neu daran auffiel, war die Tatsache, daß nicht irgendein Geistlicher, sondern einer der Jugendlichen ein Wort aus der Bibel las und es kurz erklärte. Dann betete eine Anzahl junger Leute ganz frei. Auch das war mir völlig neu. Zuerst dachte ich: „Aus welchem Gebetbuch beten die denn? Solche Gebete hast du nie gelernt und auch nie gehört.“ Auf meine Frage erfuhr ich, daß diese jungen Leute sich als Gotteskinder fühlten und wie ein Kind ganz natürlich und ungekünstelt mit ihrem Vater im Himmel sprachen. Das hat mich damals ungeheuer beeindruckt. Sofort wurde allerdings auch der Zweifel in mir wach: „War das nicht alles fromme Schauspielerei? Glaubten die Leute das wirklich?“

Nun, ich muß schon sagen, als endlich der Vormittagsgottesdienst begann, war ich innerlich ziemlich aufgewühlt. Vormittags predigte der niedersächsische Sekretär des Jugendbundes für Entschiedenes Christentum, Prediger Draeger. Er sprach über das Wort: „Rede Herr, denn dein Knecht hört.“ Noch nie vorher in meinem Leben hat mich eine Predigt so gepackt wie diese. Ich spürte deutlich: Hier spricht nicht einer, der es nur studiert hat, sondern hier spricht einer aus eigenem Erleben und aus der Vollmacht des Heiligen Geistes. Die Worte trafen mich wie Keulenschläge. Er führte besonders aus, daß Gott *immer* und zu *allen* Zeiten zu den Menschen redete, aber die Menschen verstockten ihre Ohren vor Seinem Reden. Oft versuchten Menschen auch, den Boten Gottes den Mund zu schließen. Wenn aber die Boten Gottes schweigen müssen, beginnen die Steine zu reden. Und dann wies er auf die Trümmer hin, die der Krieg zurückgelassen hat, und zeigte, wie Gott durch die Steine redet. Warnend sagte er, auch wir könnten unser Ohr dem Reden Gottes verschließen und würden damit zweifellos dem Gericht entgegengehen. Das Beste und auch das einzig Richtige wäre, innerlich zu beten: „Rede Herr, denn dein Knecht hört.“ Ein paar praktische und erschütternde Beispiele aus dem Leben gaben diesem Vortrag die nötige Würze.

Und ich? Ich spürte, daß Gott mit *mir* reden wollte. Verzweifelt lehnte ich mich gegen den Anruf des lebendigen Gottes auf. Neben mir auf einem Erntewagen saßen meine Schlafnachbarn aus der vergangenen Nacht. Wie hatten sie doch mit mir über alles Heilige und Hohe schmutzige Witze gerissen. Nun versuchte ich sie mit abzulenken vom Worte Gottes und dachte, sie würden bereitwillig mitmachen. Plötzlich begann ich nämlich, aus innerer Unbehaglichkeit, Jazz-Rhythmen zu üben und imitierte mit meinen Händen und Füßen eine Jazz-Kapelle *während der Predigt*. Aber seltsam, meine lustigen Schlafkameraden wiesen mich barsch zurecht. Und was sah ich da? Tränen schimmerten in ihren Augen! Da merkte ich, daß Gott zu ihnen redete und bekam es mit der Angst zu tun. „Die werden sich wohl alle bekehren“, dachte ich, „und du alleine bleibst draußen.“ Noch heute bin ich über die Güte dieses Predigers verwundert, der ganz unmöglich mein störendes Benehmen nicht bemerkt haben konnte und trotzdem ruhig weiter predigte, als wenn er es nicht sähe. Aber vielleicht hatte er schon Erfahrung und wußte, daß manch ein angeschossener Jugendlicher in ähnlicher Weise sich verzweifelt gegen das Reden Gottes wehrt.

„Rede Herr, denn dein Knecht hört.“ Dieses Wort begleitete mich auch nach dem Gottesdienst und beim Essen. Was war nun das Wichtigere, Erbsensuppe oder Christus? Worüber sollte ich mich mehr freuen, über die dargebotene zusätzliche markenfreie Verpflegung oder über das Angebot Gottes an meine Seele? „Rede Herr, denn dein Knecht hört.“ Dieses Wort gab mir keine Ruhe. Wie ich den Nachmittag überstanden habe, weiß ich nicht. Nur soviel weiß ich, daß ich mich hundeelend fühlte. Mir war es so, als wenn ich im Türrahmen einer offenen Tür stände, von hinten zog es eisig kalt und von vorn kam es mir warm entgegen. Aber irgendwie fand ich nicht den Mut, in dieses mir unbekannte Zimmer, voll von Gnade und Herrlichkeit, hineinzugehen. Was alle harten Schicksalsschläge nicht fertigbrachten, hatte diese Predigt aber doch in mir gewirkt: Ich kam von der Angel Gottes nicht mehr los.

Verzweifelt versuchte ich zwar noch, dem Evangelium fernzubleiben, aber am darauffolgenden Dienstag ging ich doch wieder zum Jugendbund in die Freundeskreisstunde. Verwundert sah ich wieder, wie diese frommen Jungen ungezwungen spielen und lachen konnten, und doch am Schluß der Stunde mit heiligem Ernst über das Wort Gottes sprachen und beteten. Diese ungezwungene Fröhlichkeit, diese heilige Natürlichkeit hatte es mir gewaltig angetan. Noch heute glaube ich, daß ich mich wohl nie bekehrt hätte, wenn der gütige Gott mich damals nicht in solch einen fröhlichen Kreis echter Gotteskinder hineingeführt hätte. Wenn ich heute daran denke, was mir so im Leben an verkrampten „Frommen“ begegnet ist, dann danke ich Gott, daß ich damals wahrhaft Erlöste kennenlernen durfte.

Zunächst waren mir allerdings diese Jugendlichen ein Rätsel. Oft fragte ich mich: „Ist das echt?“ Als ein etwa siebzehnjähriger Bursche z. B. seine Gedanken über Gottes Wort äußerte und ein paar Erfahrungen im Sinne dieses Wortes einflocht, kam in mir wieder der Zweifel hoch. „Hat er das nicht nur so gelernt? Ist er nicht nur so eine Art abgerichteter Funktionär?“ Als er dann schwieg und am Schluß innig von Herzen betete, öffnete ich meine Augen und beobachtete ihn. „Nein“, dachte ich, „das kann unmöglich Schauspielerei sein!“ Solch eine Verstellungskunst schien mir bei einem jungen Menschen unmöglich. Und was mir dann besonders auffiel: Auch im alltäglichen Leben, wenn wir uns irgendwo auf der Straße begegneten, sprachen diese jungen Leute von Gott und Christus wie von alten Bekannten. Das hat mich ungeheuer beeindruckt.

Unter anderen war es der Jugendbundleiter, ein gewisser Willi Baden, der mich mit seinem allem Pathos fernen Christenleben anzog. Er war ein echter und vorbildlicher Christ. Seine Gebete waren kraftvoll und männlich; nichts von all dem Süßlichen, das ich noch nie leiden mochte. Er schien mit beiden Füßen im praktischen Leben zu stehen und mit seinem Herzen doch den Himmel zu berühren. Unser Freundeskreisleiter, Bruder Heinz Dehning, war eine ähnliche Gestalt. Ohne daß sie es merkten, sind sie mir nur

durch ihre Art zum großen Segen geworden. Damals dachte ich: „Wenn das Christentum ist, was diese mir vorleben, dann möchte ich auch gern ein ganzer Christ werden.“

Zu Pfingsten fand eine Jugendbund-Tagung in Blumental bei Bremen statt. Dort klopfte Gott weiter an mein Herz. In der kurzen Zeit, die ich erst in den Jugendbund ging, hatte Gott doch schon meinen Herzensacker vorbereitet, und so lauschte ich begierig den Worten der Redner. Wenn ich mich recht erinnere, sprach auf dieser ersten Konferenz der Konsistorialrat Pastor Winner. O, wie verstand er es, die jungen Herzen anzusprechen und den Samen des Wortes Gottes hineinzustreuen! Als er am Abend anhand des Wortes: „Weiland waret ihr Finsternis, nun aber seid ihr ein Licht in dem Herrn“, von der großen Wende zu Christus hin sprach, da fiel auch ich die Entscheidung und übergab mich Christus. Ich war bereit, Ihn als Herrn meines Lebens anzuerkennen.

Leider blieb diese Umkehr mehr oder weniger rein intellektuell. Noch hatte ich keine tiefe Sündenerkenntnis und brach wohl damals deswegen nicht zu einer klaren Wiedergeburt durch. Aber ich danke Gott noch heute für diesen Anfang, denn dadurch, daß ich anfang, auch Christus zuzuleben, konnte der Heilige Geist mich für die Gnade der Wiedergeburt vorbereiten. So war ich wohl auf den Weg der Nachfolge getreten, aber noch nicht erlöst. Meine alte sündliche Natur hatte immer noch eine ungeheure Macht über mein Leben. Wie danke ich Gott, daß Er mich trotz meiner Unvollkommenheit nicht aufgegeben hat. Es erscheint mir wie ein Wunder, daß Gott mich durch und durch kannte und *trotzdem* liebte. Diese meine eigene Erfahrung hat mich später im Dienst davor bewahrt, ungeduldig zu werden und Seelen als hoffnungslos aufzugeben. Daß Gott Geduld mit mir hatte, mich kannte und dennoch liebte, zwingt mich heute, auch mit den Schwächsten und Elendigsten geduldig zu sein, ihnen nachzugehen und es immer wieder mit ihnen zu versuchen. Einmal wird das Wort der Gnade auch in ihnen zünden. O ja, nur niemand aufgeben, solange Gott ihn nicht aufgibt!

So war die Konferenz in Blumental für mich doch der Beginn einer neuen Lebensrichtung. Blumental wurde mir auch später zum Segen. Besonders dankbar erinnere ich mich an den Seemanns-Pastor Gumpert, der ein Jahr später auf dieser Tagung predigte. Bei diesen Leuten spürte man, daß sie Christus nicht nur vom Hörensagen kannten, sondern daß sie mit Ihm lebten.

Je länger ich aber auf dem Wege der Nachfolge war, ohne die Wiedergeburt erlebt zu haben, desto mehr wurde mir dieser Zustand zur Qual. Ich betete, betete sogar ernstlich, beteiligte mich auch aktiv an der Jugendbund-Arbeit, und doch spürte ich, daß mir etwas fehlte. Was, das wußte ich damals nicht. Aber eines wußte ich, daß es so bei mir nicht bleiben durfte. Und auch das wußte ich, daß dieses gewisse „Etwas“ nicht von mir, sondern von Gott gewirkt werden mußte. In meinem Herzen fühlte ich die Sehnsucht, das Evangelium anderen Menschen zu predigen. Mein Wunsch war, später ein Verkündiger des Evangeliums zu werden. Aber zugleich spürte ich, daß irgendetwas zuerst mit mir und in mir geschehen mußte, bevor Gott mich als Seinen Knecht gebrauchen könnte. In den Augen der Leute, besonders auch meiner Nachbarn, galt ich nun vorbildlich fromm. Aber wie oft habe ich während dieser Zeit mit Tränen auf den Knien gelegen, denn ich fühlte den erschreckenden Abstand zwischen Schein und Wirklichkeit in meinem Leben. Fromm aber nicht froh? Fromm aber nicht frei? Aber, Halleluja! Gott gab mich nicht auf. Gott offenbarte sich mir in Seiner Heiligkeit und Liebe. Und dann wurde alles neu. Welch ein treuer und gnädiger Gott!

5. Kapitel

IM SCHEINWERFERLICHT GOTTES

Immer mehr lernte ich, mit Gott als einer Realität zu rechnen!

Besonders eine Tatsache trug dazu bei: Ich erlebte, daß Gott Gebete erhört. Damit waren auch die letzten Zweifel verschwunden, daß es einen lebendigen Gott gibt. Diese Gebetserhörungen erlebte ich in ganz bestimmten Fällen. Noch immer war mein Denken irgendwie rituell gebunden. Ich dachte, beten dürfe man nur so im allgemeinen. Aber durch das Zeugnis einer Schwester und durch ihren Hinweis wagte ich es, in einer Notlage zum ersten Mal für diese ganz bestimmte Sache zu beten. Es war etwa am Nachmittag um 15 Uhr, als ich in meinem Kämmerlein betete. Und am Abend um 19 Uhr war die Erhörung da! Halleluja! Diese erste kleine Erfahrung gab mir Mut, auch in anderen Dingen ganz bestimmt zu Gott zu beten. Und siehe da, ich erlebte immer wieder: Gott erhört Gebet!

In dieser Zeit waren die Lebensmittel-Rationen der britischen Zone besonders klein. Ich war alleinstehend und besaß auch keine Zusatzkarten. Da habe ich manchesmal gehungert. Für eine Dekade—das sind 10 Tage—gab es damals bei uns 1,5 Pfund Brot. Ich habe mir das Brot für die ganze Zeit genau eingeteilt. Aber da ich kaum Kartoffeln oder irgendetwas anderes dazu hatte, war ich fast immer hungrig. An einem Tage übermannte mich der Hunger so, daß ich all mein restliches Brot auf einmal aufaß. Der Gedanke an morgen und übermorgen trat eben vor dem momentanen Hunger zurück. Nun, der nächste Tag war schlimm. Ich hatte nichts zu essen. Solange ich in der Arbeit war, konnte ich das Hungergefühl zwar betäuben. Aber zu Hause war es schrecklich. Für den Ofen fehlten die Kohlen. Um nicht zu

frieren, kroch ich recht frühzeitig ins Bett. Meine Tür hatte ich nicht verschlossen, „denn“ — so dachte ich mir — „wer will schon etwas bei mir stehlen. Das einzige, was sie stehlen könnten, wäre ich selbst, und damit hätten sie nur einen Esser mehr.“

Der quälende Hunger ließ mich zunächst nicht einschlafen. Unter meiner Decke liegend habe ich gebetet: „Herr, Du hast auch den Elia durch Raben ernährt, Du kannst auch mir helfen, daß ich etwas zu essen bekomme.“ Während dieses Gebets muß ich eingeschlafen sein. Plötzlich fühlte ich, wie mich jemand an der Schulter rüttelte, und ein Lichtkegel fiel auf mein Gesicht. Ich öffnete die Augen und sah eine ältere Schwester aus dem Jugendbund vor mir. „Nanu“, dachte ich, „was will die denn hier?“ Überrascht begrüßte ich sie. Die einzige Lichtquelle in diesem Raum war ihre Karbidlampe, denn wir hatten mal wieder Stromsperre. In dem Lichtkegel ihrer Lampe sah ich überrascht, daß sie einen Topf, wie man ihn sonst zu gebrauchen pflegt, um Arbeitern auf dem Felde das Essen zu bringen, vor mir auf einen Schemel stellte. „Weißt du“, sagte die Schwester, „ich habe heute abend zu Hause keine Ruhe bekommen. In mir war so eine Stimme, die mich immer wieder mahnte: Gehe zum Reinhold und bringe ihm etwas zu essen! Nun habe ich hier etwas eingepackt und es dir gebracht. Wie geht es dir denn überhaupt?“ Tief ergriffen und erschüttert erzählte ich ihr von meinem heutigen Gebet und von meiner momentanen Lage. Wahrlich, wohl nie zuvor habe ich das Tischgebet mit solcher Inbrunst gesprochen! Mit Tränen in den Augen, und doch mit jubelndem Herzen, aß ich diese kräftige Mahlzeit. Da waren Kartoffeln, Rotkraut, ein ziemlich großes Stück Fleisch und noch manches andere. Ach, wie hat das geschmeckt! Das war meine Elia-Speise. Als die Schwester mich verließ, konnte ich nur stammelnd Gott loben und preisen: „O Gott, Du lebst, Du bist mein Vater! Meine Gebete sind Dir nicht gleichgültig.“

Gerade in dieser schrecklichen Hungers- und Entbehrungszeit erlebte ich Gottes Fürsorge in besonders auffälliger Weise. Alle Gebetserhörungen aus dieser Zeit zu berichten,

würde bedeuten, ein ganzes Buch zu schreiben. So sehr ich einerseits jubeln konnte, weil ich immer die Erfahrung machen durfte, daß Gott lebt und sich auch um den einzelnen kümmert, so sehr hat andererseits auch gerade diese Erfahrung mir immer stärker meinen Mangel und meine Schlechtigkeit ins Gedächtnis gebracht. Ich habe wohl gern im Jugendbund mitgearbeitet. Besondere Freude machte es mir, in der Kinderbundarbeit mit den Kindern zu spielen und ihnen das Evangelium zu sagen. Aber so ganz glücklich war ich nicht dabei, denn immer deutlicher empfand ich meinen jetzigen Zustand als eine Not. Diese sollte sich aber bald wenden, denn Gott gab mich nicht auf!

Mittlerweile kam die Währungsreform. In diesem Jahre veranstaltete der Jugendbund ein Zeltlager in Langholt bei Wietzendorf. Selbstverständlich und gern war ich dabei. Unser feiner Freundeskreisleiter, Bruder Heinz Dehning, und die Leiterin des Mädchenfreundeskreises, Fräulein Hildegard Walter, leiteten dieses Lager. Wir hatten viel Freude und konnten uns in der herrlichen Heidelandschaft prächtig erholen.

Jeden Morgen hatten wir unsere Bibelarbeit, an jedem Nachmittag die Fortsetzung davon und am Abend um das Lagerfeuer ein stimmungsvolles Musizieren, abgeschlossen durch unsere Abendandacht. Während dieser Zeit war ich innerlich irgendwie völlig zerrissen; die geistliche Krise näherte sich dem Höhepunkt. Meine innere Zerrissenheit und meine innere Sehnsucht versuchte ich hinter der Maske einer übertriebenen Fröhlichkeit, wenn nicht gar Ausgelassenheit, zu verbergen. Oft gelang es mir dabei, die ganze Gruppe mit hineinzureißen in ein brausendes Gelächter. Aber leider sah es in mir nicht so fröhlich aus.

An einem Tage bekamen wir Besuch in unserem Zeltlager. Unser neuer Reisesekretär vom Jugendbund, Prediger Erich Schneider, besuchte uns. Er beobachtete still das Treiben im Zeltlager, saß natürlich auch mit im Kreis und war fröhlich mit uns. Gerade an diesem Tage brachte ich alle durch meine Ausgelassenheit besonders häufig zum Lachen. Der Bruder sagte zunächst nichts. Dann faßte er mich an der

Schulter und sagte: „Mein lieber Freund, der Scherzgeist kann auch den Heiligen Geist vertreiben. Mir scheint, Gott will zu dir reden, und du läßt es Ihm nicht gelingen.“ Diese einfachen Worte saßen. Zwar sagte er: „Sonst ist deine Fröhlichkeit schon gut, aber Lachen hat seine Zeit und Weinen hat auch seine Zeit.“

Als Bruder Schneider uns zum Abend verließ, sammelte ich mit anderen Jugendlichen Holz für das Abendlagerfeuer. Dabei redete der Geist Gottes zu meiner Seele: „Hatte dieser Mann nicht recht? Versuchte ich nicht etwas vorzutäuschen, was innerlich gar nicht da war?“ Mit voller Wucht überfiel mich plötzlich die Erkenntnis meines ganzen Elends. „Sieh“, dachte ich, „nun bist du bekehrt. In jeder Bibelarbeit arbeitest du aktiv mit und dein innerer Herzensdrang ist sogar, einmal anderen Menschen das Evangelium von Christus zu sagen, aber wie sieht's denn in dir aus? Du hast keinen Sieg über manche Sünden.“

Diese furchtbare Erkenntnis wühlte mich so auf, daß ich das Holz sammeln sein ließ, mich in mein Zelt schlich, mein neues Testament nahm und ganz allein hinter einen Wacholderstrauch floh. Allein mußte ich sein, das fühlte ich deutlich. Hinter dem Strauch sank ich auf meine Knie und begann zu beten. Und während ich mein Herz vor Gott ausschüttete, war es so, als wenn Gott persönlich mir nur den Ausweg zeigen könnte. Wie noch nie fühlte ich die Notwendigkeit einer Offenbarung. Aber wie sollte Gott zu mir reden? Ich war ja so furchtbar hilflos in geistlichen Dingen. Plötzlich kam mir eine Stimme: „Schlage einfach deine Bibel auf.“ Ich weiß, daß es absolut verkehrt ist, die Bibel als Orakel zu benutzen, aber damals handelte ich in einem inneren Auftrag. Gott lenkte dabei mein Auge auf die Worte im 1. Korintherbrief, 3. Kapitel, Verse 16–17: „Ihr wißt doch, daß ihr ein Tempel Gottes seid und der Geist Gottes in euch wohnt. Wenn einer den Tempel Gottes verdirbt, den wird Gott verderben, denn Gottes Tempel ist heilig, und der seid ihr.“ Dieses Wort zeigte mir meine ganze Verworfenheit. Wie oft hatte ich meinen Leib der Sünde geweiht. Statt ein Tempel Gottes war ich oft ein

Werkzeug der Sünde. Das war eine erschütternde Erkenntnis, die mich tief beugte.

So blieb ich eine Zeit zerbrochen vor Gott liegen. In mir schrie es: „Herr, hilf mir aus dieser Not! Ich möchte doch auch gern ein Tempel Gottes sein, in welchem der Heilige Geist wohnen kann.“ Und plötzlich durchströmte mich ein nie gekanntes Gefühl von einem tiefen Frieden. Es war mir so, als hätte ich den Saum des Gewandes Gottes berührt. Alles in mir jubelte.

Als ich wieder von den Knien aufstand und ins Zelt ging, hatte mein geistliches Leben erst richtig begonnen. Selbst die anderen Jugendlichen merkten bald, daß etwas mit mir vorgegangen war. Und seltsam, seit jenem Tage bekam ich einen Drang, nicht nur für mich zu beten, sondern auch für andere, daß sie den Herrn erkennen und erleben möchten. Das hatte ich vorher noch nicht gehabt. Von diesem Tage an gab es keine größere Macht mehr auf Erden für mich, als die Macht des Gebetes. Und auch kein Dienst schien mir wichtiger zu sein, als der Dienst der Fürbitte. Gleich im Zeltlager erlebte ich die Frucht ernster Fürbitte. Nach meinem Erlebnis suchten einige, für die ich betete, auch ein tieferes Erleben mit Gott. So führte mich Gott also tiefer, aber noch war ich nicht ganz zur Wiedergeburt durchgedrungen.

Für eine längere Zeit hielt eine innere Hochstimmung an. Als das Zeltlager vorbei war, lud ich oft junge Brüder zu mir in mein Zimmer ein. Nicht nur, um einen netten Abend mit angenehmer Unterhaltung zu haben, sondern in besonderer Weise um zu beten. Besonders mit zwei jungen Brüdern wurde ich eng befreundet. Wir gingen oft am Sonntagnachmittag in die Heide, tobten uns müde, nahmen dann unsere Bibel, setzten uns hinter irgendeinen Wacholderstrauch, lasen Gottes Wort und beteten.

Der eine von diesen meinen Freunden, der liebe Erwin, hat auf interessante Art den Frieden mit Gott gefunden. Er ging schon längere Zeit in den Jugendbund, kam aber zu keinem Durchbruch. Als wir an einem Abend von der Jugendstunde heimgingen, ließ er uns — einem inneren

Drange folgend — ins Herz hineinblicken. Zu Hause hatte dieser Junge es nicht besonders gut, denn ihm fehlten Vater und Mutter. Er lebte, wenn ich mich recht erinnere, bei seiner Schwester und fühlte sich oft einsam. Aber was ihn hier reden ließ, war nicht seine Einsamkeit, sondern eine tiefere, innere Not, die Not um seine ungerettete *Seele*. Er fühlte deutlich, daß er außerhalb der Liebesarme Gottes stand. Während wir gingen und sprachen, offenbarte er sein Herz und seine Sehnsucht. Es war ein sehr ungemütliches Wetter: Schneematsch. In diesem ernstesten Gespräch vertieft, begleiteten wir Erwin bis kurz vor seine Wohnung. An der Hauptstraße blieben wir stehen. Plötzlich brach es aus dem Jungen heraus: „Ich möchte doch auch Frieden mit Gott! Ich möchte doch auch erlöst werden!“ Und da war es mir, der ich vorher noch nie eine Seele zu Christus geleitet hatte: Bete doch gerade jetzt mit ihm! Auf der Hauptstraße bewegte sich ein Strom von Menschen; sie kamen gerade aus einer Kinovorstellung. Sie gingen dicht an uns vorbei und lachten und schwatzten. Plötzlich bat ich meine Freunde: „Kommt, laßt uns jetzt beten!“ Zunächst waren sie erschrocken. „Aber die Leute sehen uns doch“, sagte Waldemar. Dann falteten sie doch die Hände. Wir beteten einer nach dem anderen, unser Erwin unter bitteren Tränen. Das Schneewasser war uns durch die Schuhe gedrungen. Unsere Füße waren eiskalt, und doch war ein Hauch des Himmels um uns. Nach diesem Gebet schaute Erwin dankbar auf uns und sagte: „Jetzt habe ich auch Frieden! Jetzt weiß ich, daß meine Sünden vergeben sind!“ War das eine Freude für uns alle. Erwin fühlte später einen Ruf, dem Herrn zu dienen und ging in die Seemanns-Mission.

Mittlerweile war auch für mich der langerwartete Prozeß bei dem höheren Militärgericht in Lüneburg wegen unerlaubten Waffenbesitzes gekommen. Ich hatte in der Zeit zuvor sehr viel gebetet, nicht um einen Freispruch, sondern um Gottes Kraft und Gnade, im Gefängnis, oder wo ich sonst immer hineinkommen würde, den Menschen von Jesus zu erzählen, denn ich war gewiß, daß irgendeine harte Strafe mich erwartete. Auf keinen Fall wollte ich mich vor

der Strafe drücken. Aber bei den Militärgerichten war mittlerweile ein anderer Geist eingezogen. Die Zeit des Hasses war vorbei. So erlebte ich zu meiner Überraschung, daß der Ankläger fast mehr einem Verteidiger glich. Und wie überrascht war ich erst, als der Richterspruch verkündigt wurde! Ich war frei! Frei, wenn auch auf Bewährung. Fast tat es mir leid, daß ich nicht ins Gefängnis konnte, um den Menschen von Jesus zu erzählen. Auf der anderen Seite aber war ich so dankbar, daß Gott mich vor dem Makel der Gefängnisstrafe bewahrt hatte. Denn auch darin durfte ich Gott sehen, daß Er den Prozeß solange hinausschieben ließ, bis die Wogen von Haß und Willkür sich gelegt hatten.

Nach dem Zeltlager verging fast ein ganzes Jahr, und ich spürte wieder, daß mir noch irgend etwas fehlte. Was, wußte ich nicht. Aber Gott half mir weiter. Im Anschluß an eine Tagung in Blumental besuchte uns in Soltau der mir lieb gewordene Prediger Bruder Draeger, der ja am Anfang meines Glaubenslebens mir den entscheidenden Stoß versetzt hatte. O, wie gern ging ich in diese Versammlung! Bruder Draeger konnte nur einen Abend bei uns sein, und sein Besuch konnte auch nicht mehr rechtzeitig bekannt gemacht werden. So waren es nicht allzuviel Leute, die sich im Konfirmandensaal der St. Johannis-Kirche in Soltau versammelten. Wie freute ich mich auf diese Versammlung! Und doch sollte sie anders auslaufen, als ich es erträumt hatte. Im einzelnen weiß ich nicht mehr, worüber Bruder Draeger gesprochen hatte. Aber eines werde ich nie vergessen, und das war die *Wirkung* seiner Predigt. Während er sprach, fiel es mir wie Schuppen von den Augen: „Dein Leben war bis jetzt trotz aller Erfahrungen und trotz allem Eifer doch eine große Schande für Gott.“ Mir schien es so, als wenn Bruder Draeger in seiner ganzen Predigt niemand anders als nur mich im Auge hatte. Woher kannte er meine geheimsten Gedanken? Es war fast so, als wenn er mein Leben wie aus einem Buch ablas. Im ganzen Jugendbund galt ich als fromm und eifrig, und doch, als Gott mich jetzt in Sein Scheinwerferlicht stellte, erkannte ich, wieviel mir daran fehlte.

Am Schluß der Stunde bat Bruder Draeger, daß alle, die eine völlige Übergabe an den Herrn vollziehen wollten, zurückbleiben sollten. In mir hieß es: „Wenn der nur ‚Amen‘ sagt, dann nichts wie raus!“ Mein ganzer Stolz bäumte sich gegen diese Forderung auf. Mir ging es wie König Saul, der seine Schuld erkannte, aber vor dem Volk geehrt bleiben wollte. „Was sollen die anderen von dir denken? Die halten dich für fromm, und du, du siehst dich schon auf dem Wege, ein Verkündiger des Evangeliums zu werden?“ Mittlerweile hatte ich auch schon eine kleine Jungengruppe betreut, und nun sollte es bei mir fehlen? O, daß es fehlte, fühlte ich zu deutlich. „Aber“, dachte ich, „wozu das bekennen? Das kann ich ja auch allein mit meinem Gott abmachen.“ Und doch, als Bruder Draeger „Amen“ sagte, bin ich nicht hinausgelaufen, wie ich es mir fest vorgenommen hatte, sondern blieb sitzen. Mir schien es so, als wenn ich mit Pech an meinem Stuhl festgeklebt wäre, oder als wenn meine Glieder mir den Gehorsam versagten. Natürlich war es weder das eine noch das andere. Es war nur das Wissen: „Wenn du jetzt hinausgehst, dann schlägt eine Tür hinter dir zu, die nie wieder aufgeht!“ So blieb ich sitzen und versuchte ein ganz gleichgültiges Gesicht zu machen, als die anderen hinausgingen und mich herausfordernd und verwundert anschauten. Menschen sehen nur, was vor Augen ist, aber Gott sieht unsere Herzen.

Dann bat Bruder Draeger uns Zurückgebliebene, kurz und bestimmt unser Anliegen Gott im Gebet zu sagen. Wir waren vielleicht vier oder fünf. Der erste betete, und während er noch betete, wurde plötzlich die Binde von meinen Augen gerissen, und ich erkannte mich in meiner ganzen Sündhaftigkeit und Verlorenheit. Hatte Gott mich schon im Zeltlager mit meinem Elend konfrontieren können, so führte er mich jetzt zu einem völligen Zerbruch. Vor Angst zitterte ich schon bei dem Gedanken, bald beten zu müssen. Ich versuchte mich zu beherrschen, was mir allerdings nur recht, recht unvollkommen gelang. „Wenn sich jetzt der Erdboden auftut“, dachte ich, „fährst du in die Hölle.“ Und dann betete ich. Doch nie war mir ein Gebet so schwer gefallen wie

damals. Wenn mich Bruder Draeger vor der Stunde aufgefordert hätte zu beten, ja, dann hätte ich beten können. Jetzt aber war es mir sehr schwer.

Damals ist mir zum ersten Mal aufgegangen, daß auch das freie Gebet Routine werden kann. Ja, es ist ein großer Unterschied, ob man nur ein Gebet spricht oder ob man wirklich *betet*. Und was habe ich damals gebetet? Etwas, was jeden frommen Formalisten genieren würde. Ich schrie laut heraus: „Herr, Du weißt, ich bin ein großer Lump!“ Und dann wollte ich meine Sünden bekennen vor allen, die mit mir im Raum waren. Ja, es wäre für mich eine Wohltat gewesen, meine Schlechtigkeit allen Menschen ins Gesicht zu schleudern. Aber Gott hat es verhindert, denn das wäre wohl nicht die rechte Art gewesen, den inneren Druck loszuwerden. Ich konnte plötzlich nichts mehr sagen. In mir stieg etwas hoch, was mir die Kehle abdrückte. Verzweifelt rang ich nach Worten, aber es kam keines über meine Lippen. Und dann? Dann begann ich zu weinen, zu weinen wie selten zuvor in meinem Leben. Tapfer versuchte ich mich zu beherrschen, aber es ging nicht. Jetzt war ich nicht mehr Herr über mich selbst, der Geist Gottes arbeitete an meiner Seele.

Geduldig wartete Bruder Draeger auf das Abflauen dieses Ausbruches, aber es wurde nur noch schlimmer. O, wie erkannte ich in dem heiligen Scheinwerferlicht Gottes meine Sünde, d. h. nicht nur die Taten, sondern mein verdorbenes Herz. Dann betete Bruder Draeger etwa folgendes: „Herr, Du weißt, was diesen jungen Mann bedrückt, was er Dir sagen möchte und nicht sagen kann. Komm, reinige ihn durch Dein Blut und vergib ihm alle Sünden, gib ihm ein neues Herz.“ Was nun folgte, werden gewiß einige für eine grobe Übertreibung halten. Es war mir plötzlich, als wenn in einem vorher stockfinsternen Raum strahlendes Licht eingeschaltet würde. In meiner Seele wurde es hell, ein wunderbares Gefühl durchströmte mich. Eine liebende Hand wischte allen Kummer hinweg! In mir tönte es: „Deine Sünden sind vergeben, du bist erlöst!“ Am liebsten hätte ich aufgejauchzt, aber ich konnte nicht. Ich konnte nur wei-

nen, weinen, weinen. Es war allerdings kein verzweifeltes Weinen mehr, sondern ein Weinen vor Glück und Freude. Einfach unbeschreiblich!

Als ich endlich hinausging, schien mir die ganze Welt verwandelt. Welch Glück ist's doch, erlöst zu sein! Wenn auch dieser Gefühlsüberschwang sich im Laufe der Zeit legte, so ist mir seit jenem Tage doch die Gewißheit des Heils geblieben. Nie wieder habe ich an meiner Erlösung gezweifelt. Und etwas anderes habe ich dabei gelernt, was mir später im Dienst sehr wertvoll wurde. Es wurde mir damals klar, wie wichtig es ist, einmal seine innere Not in Gegenwart eines Seelsorgers Gott zu sagen, und wie wertvoll die Fürbitte eines Gottesknechtes sein kann. Seelsorgerliche Hilfe ist ein kostbares Stück Evangelium. Niemand muß sich ihrer bedienen — aber jeder darf sie erfahren. Nach diesem Erlebnis wurde Jesus endlich auch in meinem Leben Sieger.

6. Kapitel

HEILIGER GEIST ODER SCHWARMGEIST?

Durch diese Erfahrung war in mein Leben eine vorher nie gekannte Art von Hunger eingezogen. Wie soll ich diesen Hunger beschreiben? Allgemein möchte ich sagen: es war ein Hunger nach mehr von Gott. Immer mehr setzte ich mich im Dienst für den Meister ein. Wie ich schon vorher sagte, arbeitete ich in einem kleinen Jugendkreis. Neben diesem allem hatte ich mehr und mehr den Drang, den Menschen, mit denen ich zu tun hatte, von Jesus Zeugnis abzulegen. So hatte ich mir z. B. damals fest vorgenommen, an jedem Tag wenigstens einem Menschen etwas vom Heil zu sagen. Soweit ich mich erinnern kann, war ich auch diesem Vorsatz treu. Mir war es ganz unbegreiflich, wie Menschen an diesem wunderbaren Heiland vorübergehen und Ihn ablehnen konnten.

Manchmal waren die Zeugnisgelegenheiten eigenartig. So passierte es mir an einem Tag, daß ich bis zum Abend keinem Menschen begegnete, bei dem ich einen inneren Drang gefühlt hätte, ihm ein Zeugnis zu sagen. Ganz besonders intensiv betete ich darum an jenem Tage: „Herr, wem kann ich heute etwas von Dir sagen?“ Aber der Abend kam, und ich wurde mein Zeugnis nicht los. Sollte Gott mir keinen Menschen schicken wollen? „Nun“, dachte ich, „du wirst ganz gewiß jemanden auf dem Bahnhof treffen, wenn du deine Fahrkarte holen gehst. Vielleicht ist es sogar der Schalterbeamte, dem du ein Zeugnis geben sollst.“ Auf dem Bahnhof fand ich aber auch keine Gelegenheit, ein Zeugnis zu sagen. Vor dem Fahrkartenschalter stand eine Schlange, und unmöglich konnte ich mich mit dem Schalterbeamten in ein längeres Gespräch einlassen. So nahm ich nur meine Fahrkarte in Empfang und fuhr traurig nach Hause.

Es war wohl schon 22.00 Uhr vorbei. Plötzlich kam mir der Gedanke: „Fahre noch einmal über den Jahrmarkt!“ Sofort lenkte ich mein Fahrrad zum Jahrmarkt. Vor einer Wahrsager-Bude blieb ich stehen und wurde Zeuge, wie ein Gehilfe des Wahrsagers in einen erregten Streit mit einem Passanten geriet. Der Passant schrie ihm ins Gesicht: „Es ist ja alles Schwindel! Ihr lockt nur den Leuten das Geld aus den Taschen!“ Während der Gehilfe des Wahrsagers ihn davon zu überzeugen suchte, daß sein Chef über wirkliche mediale Fähigkeiten verfüge und tatsächlich in der Lage sei, die Zukunft zu enthüllen, fing es in mir zu brennen an. Wie es so üblich ist, sammelte sich bald eine ganze Anzahl Menschen um die Streitenden, und mehr oder weniger beteiligten sie sich an der erregten Diskussion. Da durchzuckte es mich. „Du hast ja zu Hause ein paar hundert Traktate über Aberglauben und Zauberei, die mußt du hier verteilen, das ist deine Pflicht!“ Diese Traktate kamen von der landeskirchlichen Schriftenmission und waren von einem Pastor Müller aus Lieme an der Lippe verfaßt. Sofort wendete ich mein Fahrrad, fuhr im Eiltempo nach Hause, nahm den Stoß Traktate, klemmte ihn auf den Gepäckträger und fuhr zurück zum Jahrmarkt. Welche Möglichkeit würde ich haben, sie auszugeben?

Die Volksmenge vor der Wahrsage-Bude hatte sich eher noch vergrößert. Laut schrie der eine auf: „Halt's Maul, s' ist doch alles Schwindel!“ Das war für mich das Stichwort. „Ja“, schrie ich, „und hier ist die Wahrheit!“ Dabei verteilte ich eifrig die Traktate. Sie wurden mir förmlich aus den Händen gerissen. Und ehe ich mich versah, waren sie alle weg. Was nun tun, auch weggehen? „Nein“, hieß es in mir, „solange hier noch Menschen stehen, solltest du sie auf den lebendigen Gott hinweisen, der nicht will, daß man die Wahrsager frage.“ Und so fing ich an zu reden. Der Gehilfe des Wahrsagers erkannte in mir einen neuen Gegner und versuchte sofort, es lächerlich zu machen. Als ihm das nicht gelang, fing er an, mir zu drohen. Irgendjemand seiner Kollegen trat auf mich zu und versuchte mir ins Gesicht zu schlagen, und seine Frau spuckte mich an. Aber was tat es?

Ich redete weiter. Die Volksmenge war eindeutig auf meiner Seite.

Durch den langen Streit unruhig geworden, trat der Chef, der Wahrsager selbst, heraus. Er versuchte mich davon zu überzeugen, daß er ein Prophet Gottes wäre. Dabei gab er uns allen allerdings einen Blick in das Innere seiner Bude frei. Im Hintergrund wurde eine vierarmige indische Göttin sichtbar. „Sie lügen“, schrie ich ihm entgegen, „Sie sind kein Prophet Gottes und glauben auch nicht an Gott, sonst hätten Sie ja nicht in Ihrem Arbeitsraum eine indische Götzenfigur.“ Da wurde der Mann wütend und rief erregt nach der Polizei, die auch bald kam. Er bat die Polizei, mir das Reden zu verbieten, da ich sein Geschäft schädige. Ich allerdings sagte, es gehe mir gar nicht ums Geschäft, sondern ich müßte vom Evangelium her gegen diese Verführung protestieren. Die Beamten muß es beeindruckt haben. Sie stellten zwar meine Personalien fest, ließen mich aber ungehindert weiterreden. Dadurch, daß der Wahrsager die Polizei gerufen hatte, war die Menschenmenge noch größer geworden. Unsere Diskussionsgruppe wurde *die* Sensation des Jahrmarkts. Einige begannen auch laut mir beizupflichten. Wie ich bald merkte, waren es Gläubige aus anderen Gemeinschaften. Nur ein Mann, der sich als „Neuapostolischer“ vorstellte, versuchte zu beweisen, daß es unsinnig sei, die Bibel zu glauben. Bis zum 4. Buch Esra wäre sie nur Dichtung. Erst von da an wäre sie Wahrheit. Nur in der neuapostolischen Kirche hätte man das erkannt und deshalb wäre nur bei ihnen das Heil. Es gelang mir sehr schnell, diesen Mann zum Abzug zu veranlassen. Die anderen gläubigen Christen fochten tapfer weiter. Auch einige Zuhörer, die gewiß nicht zu gläubigen Christenkreisen gehörten, begannen, für uns einzutreten, besonders als der Wahrsager plötzlich ganz erregt seine fromme Maske fallen ließ und behauptete, daß es keinen Gott gäbe. Er persönlich glaube nicht an ihn. Damit hatte er seine wahre Gesinnung offenbart, und unser Streitgespräch bekam eine neue Richtung. Es dauerte bis weit über Mitternacht. Dann verliefen sich die Leute. Zurück blieben nur die beiden anderen gläubigen Christen. Der

eine war ein Baptist und der andere ein Anhänger einer mir damals unbekanntem Gemeinschaft.

Nachdem das Volk sich verzogen hatte, trat der Wahrsager an uns heran und erkundigte sich, welcher Gemeinschaft wir angehörten. Er war sehr verwundert, als er erfuhr, daß wir aus ganz verschiedenen Gemeinschaften kommen und uns doch als Brüder achten. Er bekannte, daß er früher einmal Ordensgeistlicher der katholischen Kirche war, während der Klosterzeit aber durch gewisse Erlebnisse völlig vom Glauben abgefallen sei. Schon im Kloster entdeckte er bei sich gewisse „mediale“ Fähigkeiten. So kam es, daß nach seinem Abfall aus einem ehemaligen Priester ein Jahrmarkts-Wahrsager wurde. Zu unserer Überraschung sagte er plötzlich: „Würden Sie mir nicht sagen, wie ich den Weg zu Gott zurückfinden könnte?“ Aus dem wütenden Wahrsager wurde ein Gottsucher. So begann dort mitten in der Nacht noch ein seelsorgerliches Gespräch mit dem unglücklichen Menschen, der weder im Kloster noch draußen den inneren Frieden fand. Gerne nahm er ein paar Traktate, und mit Gebet gingen wir auseinander. So hatte ich an diesem Tage doch noch eine Gelegenheit gefunden, ein Zeugnis für Jesus zu sagen, wenn auch ganz anders als gedacht. O, wie war mein Herz da voll Freude.

Meine Sehnsucht war, dem Meister noch mehr zu dienen. Immer stärker fühlte ich den inneren Ruf und Drang zum Dienst am Evangelium. Die unglückliche Welt braucht doch Jesus; nur durch Jesus kann ihr geholfen werden. Immer mehr las ich die Bibel und verbrachte viel Zeit im Gebet. Das alles natürlich neben meiner Arbeit. Dabei spürte ich, daß ich mehr Kraft von Gott brauchte. Aber wie sie bekommen? Auf der letzten Konferenz in Blumental hörte ich zum ersten Mal etwas von einer „Pfingstbewegung“. Eine Broschüre wurde uns allen dringend empfohlen, die Auskunft über diesen Seelen gefährdenden Irrtum geben sollte. Noch nie hatte ich etwas von „Pfingst-Gemeinde“ gehört, aber nach dem, was ich jetzt zu hören bekam, mußte das ja eine ganz fürchterliche Sekte sein. Der Teufel sollte da besonders durch eine „Geistestaufe“, „Zungenreden“ und andere un-

heimliche Erscheinungen die Leute furchtbar verblenden und ins Verderben führen. In unseren Gemeinschafts-Bibelstunden von der Landeskirchlichen Gemeinschaft, die ich schon längere Zeit regelmäßig besuchte, wurden im Anschluß an die Jugendbund-Konferenz in Blumental eine Reihe Vorträge über die „Pfingstbewegung“ gehalten. Ganz ernst wurden wir vor dem Schwarmgeist dieser Bewegung gewarnt, besonders vor dem „Zungenreden“ und den „Geistesgaben“, die ganz und gar unbiblisch und für die heutige Zeit auch der Gemeinde Jesu nirgends verheißen wären. Nun, diese Vorträge schienen mir sehr wichtig, obwohl ich keinen Menschen, der solch einer Bewegung angehörte, kannte. „Aber“, so dachte ich mir, „es könnte doch sein, daß ich irgendwann und irgendwo einmal mit solchen Schwarmgeistern in Berührung käme, und dann wäre es doch sehr wichtig, sofort zu wissen, daß diese Leute alle Werkzeuge des Teufels sind.“ Furchtbare Dinge wurden über die „Pfingstler“ erzählt und besonders darauf hingewiesen, daß diese Leute alle in sittlichen Entgleisungen und schweren Sünden lebten und dabei „in Zungen redeten“. Nach dem was ich hörte, mußte diese sogenannte „Pfungstbewegung“ direkt der Anti-Christ sein. Weil ich meinen Brüdern vertraute, glaubte ich ohne Beweise alle den „Pfingstlern“ vorgeworfenen *Ungeheuerlichkeiten*.

Ja, und dann begegnete ich dem ersten „Pfingstler“. Diese erste Begegnung brachte mich völlig durcheinander. Es war ein etwa dreißigjähriger junger Mann, den ich dabei traf, daß er eine größere Volksmenge beim Arbeitsamt auf die Notwendigkeit der Bekehrung zu Gott hinwies. Wie klar und entschieden war sein Zeugnis, frei von allem häßlichen Fanatismus, mit Liebe und mit tiefem Ernst. Im Einzelgespräch sagte er einem Mann: „Lieber Freund, auch du brauchst Jesus. Ohne persönliche Verbindung mit dem Heiland bist und bleibst du verloren!“ Und dann erzählte er, so daß auch ich es hören konnte, wie er Frieden mit Gott gefunden hatte. Sofort gesellte ich mich zu ihm und unterstützte ihn ebenfalls in seinem Zeugnis. Am Schluß fragte ich den Bruder: „Wo kommst du her? Und zu welcher

Gemeinde gehörst du?“ Da griff er in die Tasche und zog ein kleines Schriftchen hervor mit dem Titel: „Geistestaufe, Geistesgaben, Geistesfrüchte.“ O, nun wußte ich, mit wem ich es zu tun hatte. Das war ja einer der schrecklichen „Pfingstler“. Am liebsten wäre ich sofort von diesem „Teufel“ geflohen. „Aber“, so hieß es in mir, „hat er nicht vorher ein ganz klares biblisches Zeugnis von Jesus gegeben? War denn irgendetwas verkehrt an dem, was er sagte? Ganz gewiß nicht. Er hat sogar mehr Mut bewiesen als mancher von uns.“

Völlig verwirrt verabschiedete ich mich von ihm und ging in die Stadt. Wie durch einen Zufall begegnete ich diesem Manne wieder in der Stadt. Mein Herz war voll von Fragen. „Unmöglich“, so dachte ich, „kann dieser Mensch schon die ‚teuflische Geistestaufe‘ erlebt haben. Vielleicht ist er nur per Zufall in diese Bewegung hineingeraten. Er wird mir gewiß sehr dankbar sein, wenn ich ihn über die große Gefahr für seine Seele aufkläre.“ So fragte ich ihn: „Sag mal, Bruder, was denkst Du? Unser Prediger sagte, daß die Geistestaufe vom Teufel sei. In der Bibel stehe auch, daß Zungenreden nur für früher war. Weil die ersten Christen keine Sprachschule hatten, mußte Gott die Menschen durch ein Wunder ausrüsten, damit sie Missionare werden konnten.“ „Nein, mein lieber Bruder“, sagte er ganz ruhig, „da kennst du die Bibel schlecht. Die mancherlei Arten von Zungenreden waren nicht Missionssprachen, sondern sie waren unbekannte Sprachen, die ausgelegt werden mußten. Nur zu Pfingsten wurde ein Teil der Zungenreden verstanden, aber sonst waren es unverständliche, fremde Sprachen, die erst durch die Gabe der Auslegung gedeutet werden mußten.“

„Aber“, sagte ich ihm, „bei euch kommt es doch vor, daß ihr euch in den Versammlungen nackend auszieht und herumtanzt.“ „Bruder“, sagte er, „glaube doch nicht solchen Lügen. Wir dienen Gott mit Ernst nach Seiner Heiligen Schrift. Die Wahrheit hat nur einen Feind, das ist die Lüge. Schau, wenn man uns mit Lüge und Verleumdung bekämpfen muß, dann spricht es doch für uns.“ Dann legte er schlicht ein Zeugnis von seiner Geistestaufe, die er in Ham-

burg bei der Elim-Gemeinde in der Bachstraße empfangen hatte, ab. Immer wieder verwies er mich dabei auf die Heilige Schrift und sagte: „Weißt du, die meisten versuchen ja, diese Stellen der Bibel alle ‚geistlich‘ zu erklären, aber dabei entleeren sie doch nur Gottes Wort. Gott meint ganz genau das, was Er sagt. Ich will dich ja zu nichts überreden, aber ich bitte dich, lies einmal ganz aufrichtig deine Bibel und glaube allem dem, was geschrieben steht, dann bist du auch bald ein Pfingstler!“ Damit verabschiedete er sich.

Eine Zeit später wurde ich im Rahmen der Allianz-Gebetswoche von der Soltauer Baptisten-Gemeinde zur Gebetsstunde eingeladen. Nun, ich ging ganz gern hin, denn Engstirnigkeit gegen Brüder aus anderen Gemeinden habe ich nie gekannt. Und während dieser Gebetswoche passierte es, daß ich zum ersten Mal praktisch mit Geistesgaben in Berührung kam. Die Gebetsversammlungen verliefen ganz anders als ich es vom Jugendbund her gewöhnt war. Es kam ein paar Mal vor, daß alle Anwesenden sich so bewegt fühlten, daß sie alle zusammen laut beteten. Das hatte ich zuvor noch nie erlebt. Es war mir wohl fremd, aber beileibe nicht abstoßend. Am zweiten Abend fand ich das sogar schon recht anziehend. Hier — so schien es mir — brach ein echtes Stück Urchristentum durch.

Es war wohl in einer der letzten Gebetsversammlungen. Da redete plötzlich eine Frau in einer mir unbekanntem Sprache und übersetzte es anschließend in deutsch. Sofort wußte ich: sie hat das Zungenreden empfangen. Weil ich noch immer davon überzeugt war, daß das vom Teufel ist, betete ich, während sie in Zungen redete, innerlich: „Herr Jesus, laß sie schweigen. In Jesu Namen gebiete ich ihr, daß sie schweige!“ Aber sie redete ruhig weiter. Was war denn das? Warum wurde sie nicht still? War es nun doch vom Herrn oder war es vom Feind? Gerade in dieser Versammlung bekehrte sich ein junger Mann, der allen Glauben an Gott in russischer Gefangenschaft über Bord geworfen hatte. Verwirrt ging ich nach Hause. Das Zungenreden sollte doch

vom Teufel sein, und trotzdem bekehrte sich gerade durch diese Zungenrede mit Auslegung ein junger Mann? – Wenn ich nun alles in Ruhe überlegte, konnte es doch unmöglich teuflisch oder verwerflich gewesen sein. Hatte ich aber nicht am Anfang eine Ablehnung dagegen empfunden? Zugegeben ja, aber wenn ich ehrlich nachdachte, mußte ich auch zugeben, daß es nur daher kam, weil man mir eingeredet hatte, das Zungenreden sei vom Teufel. Damit war ich dieser Erscheinung gegenüber nicht mehr unbefangen. In der Zungenrede und der Auslegung selbst war nichts Teuflisches. Später sah ich aus der Bibel, daß der Einbruch des Göttlichen selbst die unbefangenen Männer Gottes zum Erschrecken brachte.

In der nächsten Jugendstunde berichtete ich der Jugend und dem Leiter von dem, was dort in den Gebetsstunden geschah. Sofort wurde eine große Sache daraus gemacht. Wir alle wurden verwarnt, die Gottesdienste der Baptisten weiter zu besuchen. Mir erklärte man auf meine Fragen, in der Pfingstbewegung habe man's mit einem ganz schlaunen Teufel zu tun, der verstelle sich in einen Engel des Lichts. Und weil ich meine Brüder als edle und aufrichtige Christen kannte, glaubte ich ihnen sofort und sah meine größte und auch wichtigste Aufgabe darin, Leute vor dieser Bewegung zu warnen.

Dann aber gefiel es Gott, mir doch die Augen zu öffnen. Ich mußte erkennen, daß das, was diese Leute glaubten, ja ganz biblisch war. Das geschah ohne Zutun eines Menschen folgendermaßen: Als die ersten Bibeln in der Menge-Übersetzung wieder im Buchhandel erhältlich waren, kaufte ich mir ein Neues Testament in dieser modernen Übersetzung. Erfreut über diesen kostbaren Besitz, nahm ich mir zu Hause etwas Zeit zum Bibellesen. Nur um einmal einen Vergleich zur Luther-Bibel zu haben, schlug ich ganz wahllos das Neue Testament auf und kam so beim ersten Aufschlagen auf Markus 16. „Eh“, dachte ich, „was steht denn hier? – Denen, die da glauben, werden diese Zeichen folgen oder dauernd zuteil werden. In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden usw.“ (Markus 16:17–18).

Dieser Text hat mich richtig erschreckt. „Das habe ich ja noch nie zuvor in der Bibel gelesen“, meinte ich. „Gewiß handelt es sich hier um einen neuen Handschriftenfund, und dieser Text steht nur in der Menge-Bibel.“ Um mich zu überzeugen, griff ich nach meinem Gebrauchstestament – es war die katholische Übersetzung von Rösch – und mußte dabei feststellen, daß dieser Text dort auch drinstand. Ich hatte diese Stelle sogar schon gelesen, denn sie war unterstrichen, wie es bei besonders wichtigen Versen meine Gewohnheit war. So hatte ich ihn gelesen und doch nicht gelesen. Was mir so wichtig daran geworden war, wußte ich nicht mehr. Aber ich hatte bis dahin nie versucht, diesen Text wörtlich zu nehmen. So etwas gibt es also auch, daß man am klaren Wortlaut der Bibel vorbeilesen kann. „Aber“ – dessen war ich gewiß – „in der Luther-Bibel steht dieser Text nicht, sonst müßten ja meine Brüder ihn auch kennen.“ Als ich meine Luther-Bibel aufschlug, war ich sehr überrascht, daß sich dort dieser Text auch befand. „Meine Zeit“, dachte ich, „dann haben ja die sogenannten Pfingstler doch recht!“

Vor Gottes heiligem Wort hatte ich mittlerweile doch eine zu hohe Ehrfurcht, als daß ich diese Wahrheit einfach hätte beiseitelegen können. In einer inneren Angst begann ich nun weiter zu forschen, ob nicht irgendwo steht, daß diese Verheißungen nur für eine gewisse Zeit galten. Leider mußte ich bald feststellen, daß dieses Wort unlöslich verbunden war mit dem Befehl zu predigen und zu taufen. Solange das Evangelium aller Kreatur gepredigt werden soll und Menschen getauft werden, muß auch diese Verheißung gelten. Und soviel war mir klar: niemand zweifelte die Gültigkeit des Missions- und Taufbefehls für heute an. Könnt ihr verstehen, daß mir diese Entdeckung völlig unsympathisch war? Was sollte ich jetzt tun? Nun konnte ich doch die Pfingstler nicht weiter bekämpfen, nachdem ich diese Bibelstelle gelesen hatte. Es war mir unmöglich, gegen Gottes Wort zu reden. Die Bibel muß recht behalten.

So beschloß ich in meinem Herzen, das Bekämpfen der Pfingstler einzustellen. Das war noch nicht alles, ich beschloß sogar, heimlich um diese Gaben zu beten, denn nach

dem Zeugnis von Markus 16 sollten sie ja allen folgen, die da glauben! Mir folgten sie aber bis zu diesem Tage nicht. Der Grund? Bis dahin hatte ich diese Wahrheit nicht geglaubt. Eines war mir klar: Meine Entdeckung durfte ich den EC-Brüdern nicht offenbaren, weil ich dann mit ihren Vorschriften in Konflikt käme, die besagten, daß keiner, der die Lehre der Pfingstler anerkennt, einen Dienst im Jugendbund ausführen darf. Und eines wollte ich um jeden Preis: ich wollte im EC bleiben. Der Jugendbund war meine geistliche Heimat. Dort hatte ich den Herrn gefunden und auch liebe und edle Brüder und Schwestern.

Aber Gott ist für klares Bekenntnis. Er trieb mich schon am selben Abend aus meiner *Höhle*. An diesem Abend hatten wir nämlich Bibelstunde. Innerlich aufgewühlt machte ich mich auf den Weg. Die Stunde war schon in Gang; ich kam etwas zu spät. Fast wäre ich wieder umgekehrt. Als ich nämlich in den Saal hineinschaute, mußte ich feststellen, daß nicht mein geliebter und hochgeschätzter Prediger Grassmann die Stunde hielt, sondern ein anderer Bruder, der ihn vertrat, den ich – ehrlich gesagt – nicht gerne hörte. Er sprach so langsam und monoton. Das fand ich immer furchtbar langweilig. Aber dann setzte ich mich doch hin und hörte zu. Gott benutzte gerade diesen Mann, um mir eine wichtige Botschaft zu sagen. Er sprach nämlich über den Text: „Auch viele von den Obersten der Juden glaubten an Jesus, doch sie wagten nicht, sich dazu zu bekennen aus Furcht vor den Pharisäern, auf daß sie nicht aus den Synagogen ausgeschlossen würden.“ Und dann sagte er: „Vielleicht hat auch dir Gott eine Wahrheit aufgeschlossen. Vielleicht hat auch zu dir Gott schon geredet, aber du wagst es nicht, dich dazu zu bekennen aus Furcht vor den Menschen. Du fürchtest, aus ihrer Mitte ausgeschlossen zu werden.“

Diese Worte fielen wie Keulenschläge in mein Herz. „Der Mann, dem Gott etwas aufgeschlossen hat, bist du!“ hieß es in mir. Was willst du jetzt tun? Erregt ging ich aus dieser Bibelstunde. Für mich stand fest, ich mußte das tun, was ich nie tun wollte. Ich mußte meinen Brüdern bekennen, daß ich die Pfingstler nicht mehr ablehnen konnte. Was das be-

deutete, wußte ich genau: Sie würden mich auch in den Bann tun. Aber ich wollte bei ihnen bleiben. Dem lieben Bruder Willi Baden, der mir immer wie ein geistlicher Vater gewesen war, bekannte ich meine neue Erkenntnis aus der Bibel. Er war ganz erschüttert. Er konnte es nicht begreifen, daß ich so plötzlich zu dieser Erkenntnis kam und war der Meinung, irgend jemand müßte mich dazu überredet haben. Er konnte es gar nicht verstehen, daß allein das Lesen des Wortes Gottes mir diese Klarheit gab. Mit schwerem Herzen verabschiedeten wir uns, nachdem er mich gebeten hatte, alles doch reiflich zu überdenken. Dann setzte ich mich auf mein Fahrrad und wollte heimfahren. Ich fühlte mich hundelend darüber, daß ich gerade meinem Vorsitzenden diesen Schmerz antun mußte.

Während ich so mit meinem Fahrrad fuhr, war in mir eine Stimme: „Fahre doch mal an der Werkstatt des Tischlermeisters Bierer vorbei!“ Dort war, wie ich wußte, eine Gebetswoche. Bei den Baptisten hatte es nämlich kurz zuvor eine Spaltung gegeben. Die Freunde der Geistesgaben, die damals in jener Gebetswoche ausgebrochen waren, wurden von der Gemeinde hinausgetan. Als ich nun an der Werkstatt vorbeifuhr, öffnete sich gerade eine Tür. Die Leute strömten heraus. Einer der Brüder kam näher auf mich zu und erkannte mich. „Du bist es?“ fragte er. „Welch ein Wunder! Wir haben gerade heute für dich gebetet, daß Gott dich doch hierher führen und dir die Augen öffnen möchte, damit du nicht Gottes Werk weiter bekämpfst!“ Da wurde mir klar, warum Gott heute alles so geschehen ließ und warum ich den Drang verspürte, an der Werkstatt vorbeizufahren. Nachdenklich fuhr ich nach Hause. Mich hatten immer noch Zweifel geplagt, ob diese Leute den echten Heiligen Geist oder einen falschen Geist hatten. Aber da Gott so offensichtlich ihr Gebet erhörte, schwanden meine Zweifel.

An den folgenden Tagen las ich eifrig meine Bibel, und obwohl ich keine Konkordanz hatte, suchte ich alle Stellen über Zungenreden, Geistesgaben, Taufe im Geist usw. heraus und schrieb sie zusammen. Zu meiner Überraschung

stellte ich fest, wieviel darüber in der Bibel gesagt wird. Wo waren vorher beim Lesen der Bibel meine Gedanken gewesen, daß ich nie über diese Stellen gestolpert bin? Als ein schlichtes Zeugnis versuchte ich, diese meine Erkenntnis zusammenzufassen und übergab sie schriftlich dem Vorsitzenden unseres Jugendbundes, Bruder Willi Baden. Nun war ich gespannt, was meine Brüder über mich beschließen würden.

Die Versammlungen jener pfingstfreundlichen Gruppe hatte ich bis dahin noch nicht besucht und auch keinem von ihnen erzählt, daß in mir ein Erkenntnisumschwung stattgefunden habe. Aber nachdem ich den Brief abgegeben hatte, ging ich zum ersten Mal dort in den Gottesdienst. So sehr behaglich fühlte ich mich nicht, denn fast hatte ich den Eindruck, daß jeder in mir nur einen Spion sah. Und auch aus einem anderen Grunde fühlte ich mich nicht frei; ich war immer noch nicht ganz sicher, ob diese Gruppe dort wirklich Gaben vom Heiligen Geist hatte, oder ob nicht doch ein Schwarmgeist sie trieb. Die ganze Versammlung über habe ich nur gebetet: „Herr, laß mich nicht in etwas Verkehrtes hineingeraten. Ich möchte doch Dir dienen. Meine ganze Zukunft steht auf dem Spiel. Ich weiß, daß ich von nun an für viele als Sektierer und Schwärmer dastehen werde. Wenn ich einmal das Evangelium verkündige, dann wird es für mich bedeuten, es nicht unter dem Ehrenschatz eines landeskirchlichen Geistlichen zu tun, sondern mit dem Makel eines Schwärmers und Sektierers!“ Leichtsinnig wollte ich mir auf keinen Fall den Dienst erschweren, aber auf alle Fälle der Wahrheit gehorchen.

In dieser Versammlung, in der noch niemand wußte, daß Gott mir die Augen für die Geisteswahrheiten geöffnet hatte, brachte plötzlich eine Schwester eine Weissagung, in welcher meine Berufung zum Dienst für den Herrn klar bestätigt wurde. Daß ich dazu berufen war, wußte ich eigentlich schon seit meiner Bekehrung, aber hier empfing ich eine Bestätigung nach Apostelgeschichte 13. In dieser Weissagung wurde mir auch gesagt, was ich alles im einzelnen an Leiden werde durchmachen müssen um des Namens Jesu willen, bis hin

zum Verlassen des Elternhauses. Das alles hat sich dann auch buchstäblich erfüllt. Und gerade diese Weissagung war mir eine Bestätigung, daß hier wirklich der Geist Gottes am Werke ist, denn alle, die da saßen und mich kannten, waren ja der felsenfesten Meinung, daß ich nur gekommen sei, zu spionieren und wieder Material zu sammeln, um die Pfingstleute zu bekämpfen. Die ganze Gebetsversammlung verlief brünstig und stürmisch. Es kam sehr häufig vor, daß alle zugleich beteten, wobei einige weinten und sich demütigten, andere jauchzten, wieder andere den Herrn in neuen Zungen priesen. Wie hat mich das alles angesprochen. Die ganze Stunde war ein Erlebnis. Bei dieser bewegten Art zu beten fühlte ich mich als einer, der nicht vor den Ohren der Menschen, sondern direkt zu Gott betete. Aber nach der Gebetsstunde war immer noch ein leiser Zweifel: „Und wenn das doch ein falscher Geist ist?“

In der zweiten Versammlung, die ich besuchte, erlebte ich, daß jemand in Zungen redete. Diese Zungenrede wurde ausgelegt und enthielt eine Ermahnung an die Gemeinde. Das warf mich wieder aus dem Sattel. In den Bibelstunden der Landeskirchlichen Gemeinschaft wurde gesagt, daß in Zungen nie Botschaften kommen könnten. Wo Botschaften gebracht würden, wäre Schwarmgeist. Nun dachte ich: Es muß doch ein falscher Geist sein, denn wer in Zungen redet, der redet nicht zur Erbauung der Menschen, sondern redet zu Gott. Eines stand bei mir fest, daß alles, was unbiblich ist, auch ungöttlich sein muß. Erregt fragte ich nach dieser Stunde die Brüder nach einer Erklärung für diesen Vorgang. Sie sagten: „Sei beruhigt, es ist schon richtig. Wir haben einen solchen Segen daraus, Seelen bekehren sich dadurch usw.“ „Aber wo steht das in der Bibel?“ fragte ich. Niemand konnte mir eine Antwort darauf geben. An die Gaben des Geistes glaubte ich auf Grund der Schrift, aber diese Gruppe dort mußte einem Irrgeist verfallen sein.

Traurig ging ich nach Hause, warf mich auf meine Knie und schrie zu Gott: „O, Gott, Du weißt, ich will nichts ablehnen, was von Dir ist. Aber ich möchte auch nicht einem Irrgeist folgen. Hilf mir doch, die Wahrheit zu erkennen.“

Und dann schlug ich in Verzweiflung, aber aus innerem Drang, das Neue Testament auf und kam dabei mit meinem Finger direkt auf die Stelle in 1. Korinther 14, Vers 21: „Ich will, spricht der Herr, durch andere Zungen zu diesem Volke reden . . .“ Da ging's mir auf: Durch Zungen redet nicht nur der Mensch zu Gott im Gebet, sondern Gott redet auch zu dem Menschen zur Erbauung und Ermahnung. Dann las ich 1. Korinther 14 aufmerksam durch. Da hieß es: „Wer weissagt, der redet den Menschen zur Erbauung, zur Ermahnung und zur Tröstung. Wer in Zungen redet, der erbaut sich selbst, wer aber weissagt, erbaut die Gemeinde, denn der da weissagt, ist größer, als der mit Zungen redet, *es sei denn, daß er es auch auslege, daß die Gemeinde davon erbaut werde.*“ Daraus war doch klar zu ersehen, daß die Auslegung der Zungen zur Erbauung der Gemeinde dienen soll. Durch diese Gabe wendet sich Gott also auch an die Menschen. Somit hatte ich nun die erbetene Klarheit, und eine tiefe Freude erfüllte mein Herz. Gott hatte zu meiner Not nicht geschwiegen, Er half mir.

Für mich stand trotzdem fest: Ich bleibe im Jugendbund; aber statt, wie sonst üblich, die Gottesdienste der Kirche zu besuchen, werde ich an den Versammlungen dieser neu entstandenen Gemeinschaft teilnehmen. Diese Gruppe war eigentlich nicht zur Pfingstgemeinde zu zählen, wenn sie auch an die pfingstlichen Erfahrungen glaubte und die dementsprechenden Erlebnisse suchte. Sie hatte sich organisatorisch nirgends gebunden und vertrat die Gedanken der „Philadelphia- Bewegung“ von Missionar Christian Röckle. Es war also mehr eine Art Allianz-Kreis, der eine volle Allianz vertrat, bis hin zu den Pfingstbrüdern. So waren auch die Anhänger dieses Kreises aus verschiedenen Richtungen gekommen und behielten zunächst noch immer die Mitgliedschaft in ihrer alten Gemeinschaft bei. Der größte Teil bestand aus ehemaligen Gliedern der Baptistengemeinde. Erst viel später schloß sich dieser Kreis zu einer regelrechten Gemeinde mit freikirchlichem Charakter zusammen. Das geschah mehr aus Notwendigkeit als aus Überzeugung. Es war mir sehr leicht möglich, zu gleicher

Zeit zu dieser Philadelphia-Gemeinde zu gehören und Mitglied im EC zu sein. So dachte ich jedenfalls.

Aber Gott wollte es wohl anders. Meine lieben Brüder im EC und in der Landeskirchlichen Gemeinschaft stellten mich vor die Entscheidung, entweder dieser Lehre völlig abzusagen, oder EC-Nadel und Mitgliedskarte abzugeben. Wie konnte ich eine biblische Erkenntnis einfach über Bord werfen? Ehrlich stellte ich mich dem Gespräch meiner Brüder und bat sie, mir anhand der Schrift zu zeigen, daß die Lehre der Pfingstfreunde falsch ist. Sie erzählten mir manche angeblichen Entgleisungen, sprachen von sittlichen Verfehlungen und Dingen, die nicht nachzuprüfen waren, konnten mir aber von der Schrift her nichts widerlegen.

So war es für mich trotz allem klar: Ich werde auf diesem Wege bleiben. Sittliche Verfehlungen gab und gibt es in allen Gemeinschaften bis hin zur katholischen Kirche. Sie können nie zur Beurteilung einer Bewegung herangezogen werden, solange diese Bewegung sie bekämpft und die Gestrauchelten unter Gemeindezucht stellt. Wo Menschen sind, da menscht's halt immer! Wie ernst man gegen Sünde in jeglicher Gestalt gerade in den pfingstlich-orientierten Kreisen vorzugehen pflegt, habe ich später erfahren. Wohl keine Bewegung, die mir bekannt ist, nimmt Matthäus 18 und Gemeindezucht so ernst. Aber gerade die Anweisung Jesu in Matthäus 18 und das Wort des Paulus im 1. Korintherbrief, Kapitel 5, beweisen doch deutlich, daß Sündenfälle in der Gemeinde vorkommen können, wenn auch nicht dürfen. Heute – nach einer längeren Erfahrung im Dienst des Herrn, in dem ich viele Menschen aus anderen Gemeinschaften in meiner Seelsorge hatte – kann ich nur verwundert fragen: „Woher nehmen diese Gemeinschaften denn das Recht, auch nur eine sittliche Verfehlung in den pfingstlich-orientierten Kreisen hochzuspielen?“ Vieles, was den Pfingstgläubigen vorgeworfen wurde, entpuppte sich später bei genauem Nachforschen als gemeine Verleumdung. Selbst in Broschüren wie „Flugfeuer fremden Geistes“ werden sachlich unrichtige Behauptungen aufgestellt, die nie korrigiert werden. Wenn man das allerdings

nötig hat, eine Geistesbewegung mit Verleumdungen, Entstellungen und ganz offensichtlichen Unwahrheiten zu bekämpfen, dann spricht es, scheint mir, sehr für die Bewegung. Aber zurück zum Ausgangspunkt.

Meine EC-Brüder baten mich, nachdem ich mich geweigert hatte, die Lehre der Pfingstgemeinschaften als irrig zu verurteilen, Mitgliedskarte und Nadel abzugeben. Obwohl ich damit rechnen mußte, hatte ich doch immer noch gehofft, daß ich vielleicht im Jugendbund bleiben könnte. Und als ich Nadel und Mitgliedskarte abgab, war es mir, als hätte ich mehr als ein Elternhaus verloren. Nur mit Mühe konnte ich die Tränen zurückhalten. Als ich draußen war, mußte ich mich an der Wand festhalten. Bruder Willi Baden, unser Vorsitzender, war der einzige, der mir brüderlich und väterlich zusprach. Er sagte: „Wenn sich auch unsere Wege trennen, wir bleiben doch Brüder in Christo.“ Für diese Worte bin ich ihm heute noch dankbar. Deshalb kann ich ohne Bitterkeit und voll Dankbarkeit an meine Zeit im Jugendbund zurückdenken. Hier hatte ich Christentum *vorgelebt* bekommen.

Die neue Gemeinschaft, in die ich hineinging, war für mich im wahrsten Sinne des Wortes „neues Land.“ Keinen der Brüder kannte ich persönlich näher, und bald merkte ich, daß hier auch nicht alles Gold war, was glänzte. Wie in jeder echten Erweckung, waren nicht nur die ehrlichen Gottsucher mitgerissen, sondern auch andere Elemente. Bei einigen bemerkte ich gar zu bald Geltungsbedürfnis und Eifersucht, bei anderen Rechthaberei. O, wie habe ich da unter diesem Zustand gelitten! Heute weiß ich auch aus der Kirchengeschichte, daß es eine Belastungsprobe ist, die jede junge Gemeinde und jede lebendige Bewegung durchzustehen hat.

Jeder versuchte auch, die Sitten und Gewohnheiten seiner alten Gemeinschaft, aus der er herkam, in diesen Kreis hineinzumportieren. Da ja nach der Anschauung der Philadelphia-Bewegung jeder in seinem Kreise bleiben durfte, war es nur zu natürlich, daß auch jeder einzige die Art und Weise seiner vorherigen Gemeinschaft gern in den Gottes-

diensten oder der Verwaltung der Gemeinde wiedersehen wollte. Eine Vielzahl von Gemeindevorstellungen kann zu einer Bereicherung der Gemeinde beitragen, was auch ohne Zweifel in Soltau der Fall war. Aber auf der anderen Seite bietet die Vielzahl der Vorstellungen immer wieder Reibungsflächen und damit Anlaß zu Streitereien und Kampf. Eine Konsolidierung in dieser Gruppe mußte so oder so kommen. Die meisten waren auch nicht mit dem losen Allianz-Charakter zufrieden. Sie fühlten sich einfach in ihren alten Gemeinschaften nicht mehr wohl, und somit entstand der Wunsch nach der Gründung einer freien pfingstlichen Gemeinde. Damit stieß man aber wieder auf den heftigen Widerstand der Vertreter des Allianz-Gedankens. Diese Kämpfe führten leider nach vielem Hin und Her zu einer Trennung. Der eine Teil blieb Philadelphia-Allianz-Kreis, der andere bildete eine freie Pfingstgemeinde. Wieviel persönliches Geltungsbedürfnis bei manch einem mitgespielt hat, kann nicht mehr untersucht werden.

Mir war die Trennung besonders schmerzlich. Ich kam aus dem monolithen Block der Volkskirche und der Gemeinschaftsbewegung und hatte hier meine ersten Erfahrungen einer werdenden freien Gemeinde, und so hatten mich diese Kämpfe tief bewegt. Natürlich wußte ich, daß es auch im EC Spaltungen gegeben hat, aber ich hatte das ja nicht persönlich durchgestanden, denn unser EC in Soltau blieb einig. In dieser Zeit der Kämpfe habe ich viel gebetet und die Bibel gelesen. Dabei zeigte mir Gott, daß nicht eine Allianz die Verwirklichung des biblischen Gemeindegedankens sein kann. Gemeindezucht, Lehrzucht usw. sind nur in geordneten Gemeinden möglich. Und das führte mich zu der freien Gemeinde. Damit habe ich allerdings der Entwicklung schon weit vorgegriffen und muß im nächsten Kapitel wieder etwas zurückgehen.

7. Kapitel

GOTT STEHT ZU SEINEM WORT!

Als ich nach all den Kämpfen den Weg zu meinen Brüdern gefunden hatte, begann ich sehr ernst um die Erfüllung mit dem Heiligen Geist zu beten. Ein gewaltiger Hunger nach dieser Erfahrung hatte mich gepackt. – Erwähnen muß ich noch, daß ich nun nach jahrelanger Trennung wieder mit meinen Eltern vereinigt war. Tragische Umstände, die ich hier nicht im einzelnen erwähnen will und kann, hatten zu dieser langen Trennung beigetragen. Jetzt hatte ich endlich auch wieder ein Zuhause. Meine Mutter hatte wieder geheiratet, mein Stiefvater war katholisch. Obwohl er über seinen eigenen katholischen Glauben spottete, wollte er uns alle am liebsten katholisch haben. Das Verständnis für meinen Weg mit Christus fehlte ihm völlig. Solange ich noch in der Landeskirche blieb, hatte er, wenn auch mürrisch, dieses geduldet. Meine jüngeren Geschwister wurden alle katholisch. Mit mir diskutierte er oft. An Gott und Bibel glaubte er nicht. Aber sonst ließ er mich nach meiner Überzeugung handeln.

Dramatisch wurde die Sache erst, als ich mich, überzeugt durch das Wort Gottes, entschloß, taufen zu lassen. Eigentlich hatte mich schon seit meiner Bekehrung die Frage nach der Taufe bewegt. Oft hatte ich mit einigen EC-Brüdern darüber gesprochen, denn ich fand nirgends auch nur die leiseste Begründung für die Kindertaufe in der Bibel. Da man mir auch keine Beweise für die Richtigkeit der üblichen Taufpraxis geben konnte, beschloß ich schon lange vor meinem Verlassen des Jugendbundes, mich heimlich taufen zu lassen. Heimlich wollte ich es tun, um Mitglied im EC und in der Kirche bleiben zu können. Irgendwo, dachte ich, werde ich schon einen Prediger finden, der bereit ist, mich heimlich

zu taufen, ohne mich zu zwingen, Mitglied der Gemeinde zu werden. Erst viel später lernte ich begreifen, daß Gott alle Heimlichkeiten in der Nachfolge haßt. Gott will Nachfolger Jesu, aber keine Nachschleicher.

Die Taufe ist der einzig biblische Aufnahmeakt in die Gemeinde. So wenig man sich trauen lassen kann, ohne Glied einer Familie zu werden, so wenig kann man sich taufen lassen, ohne Glied der Gemeinde zu werden. Als ich nun ganz ernst um die Geistestaufe betete, erkannte ich, daß Gott mir dieselbe nicht eher geben würde, bis daß ich mich taufen ließe. Gott gibt den Geist denen, die Ihm gehorsam sind (Apg. 5,32). So nahm ich die erste Gelegenheit wahr, meldete mich bei unserem Prediger zur biblischen Taufe und nahm am Taufunterricht teil. Am Sonnabend vor der Taufe fuhr ich mit den Brüdern hinaus, um bei dem Mühlenteich in Harber ein paar Umkleidekabinen zu errichten. Es wurde ziemlich spät, ehe wir fertig wurden. Und als ich dann heimkam, sah ich etwas Furchtbares: Vor dem Herd meiner elterlichen Wohnung lagen angekohlte Bibelfetzen und Reste von Zeitschriften. Mein Stiefvater, den ich von meiner Absicht, mich taufen zu lassen, unterrichtet hatte, und der auch zunächst nichts dagegen sagte, hatte in einem plötzlichen Wutanfall meine Zeitschriften und die Bibeln versucht zu verbrennen. Meiner Mutter war es noch gelungen, einige Bibeln zu verstecken. Im Laufe der Zeit hatte ich mir eine ganze Sammlung Bibeln in den verschiedenen Übersetzungen angelegt.

Unheimlich schaute mich mein Stiefvater an, als ich die Wohnung betrat. Dann brüllte er los: „Ich will keinen Sohn, der ein Sektierer ist. In meinem Hause dulde ich so etwas nicht!“ Er bekam einen regelrechten Wutanfall und schrie und tobte. In seiner Wut schrie er, ich hätte sofort das Haus zu verlassen und zu meinen Glaubensbrüdern zu gehen. Er bedrohte mich sogar tötlich und versprach mich umzubringen. Da ich mit dem erregten Mann nicht streiten wollte, ging ich ins Bett. Mein Stiefvater fand die ganze Nacht keine Ruhe. Immer wieder hörte ich sein Schreien, und er versuchte auch ein paarmal, zu mir ins Zimmer zu kommen.

Als ich dann am Sonntagmorgen früh aufstand und mich zur Taufe fertigmachte, tobte er wieder los und verbot mir, das Haus jemals wieder zu betreten. Damit lag ich auf der Straße. So beschloß ich an diesem Tage den Bund mit Gott, aber verlor auch zugleich mein Elternhaus.

Wie schwierig es war, in den Jahren 49/50 eine Wohnung zu bekommen, wird jeder, der diese Zeit durchlebt hat, verstehen. Für mich fand ich nur eine Schlafstelle in einer Tischlerwerkstatt hinter ein paar aufgeräumten Kisten. Das war gewiß keine komfortable Wohnung. Wenn ich ein neues Hemd anziehen wollte, mußte ich erst die Sägespäne abstauben. Die Werkstatt war in einer alten Baracke, die noch viele ungedichtete Ritzen hatte. Im Winter passierte es sogar, daß der Schnee durch die Ritzen auf mein Bett wehte. Als Decke hatte ich zunächst nur eine dänische Papierdecke. Für mich war dieser „Wohnungswechsel“, menschlich gesehen, ein schlechter Tausch. Es begann damit eine strapaziöse und entbehrungsreiche Zeit. Aber doch möchte ich sie um keinen Preis der Welt aus meinem Leben missen. Während dieser Zeit hatte ich mit die schönsten Erlebnisse der Treue Gottes. Die Geschwister haben mich, soweit es ihrer Armut möglich war, da und dort mit warmen Kleidungsstücken usw. versorgt, denn ich besaß ja nicht viel mehr, als was ich auf dem Leibe trug. Mein ganzes Geld, bis auf DM 5,— Taschengeld, hatte ich regelmäßig zu Hause abgegeben, um meinen Eltern einen neuen Start zu ermöglichen. Somit hatte ich mir kaum etwas anschaffen können. Jetzt fehlte es an allem.

Was mich am meisten nach meiner Taufe beschäftigte, war nicht der Wunsch nach anständiger Wohnung oder einer warmen Decke für den Winter, sondern das Verlangen nach der Geistestaufe. Besonders brennend wurde dieses Verlangen, als ein Bruder während einer Versammlung, die der bekannte Prediger Paul Rabe aus Hamburg bei uns hielt, diese Geistestaufe erlebte und den Herrn in neuen Zungen pries. Die Sehnsucht wurde dadurch in mir immer größer. Wo ich ging und stand, selbst auf meinem Fahrrad, betete ich um die Erfüllung mit dem Heiligen Geist. Wäh-

rend dieser Zeit zeigte mir der Geist Gottes, wo ich manches mit Menschen wieder in Ordnung zu bringen hatte. Manch einen bitteren Gang mußte ich gehen.

Die schlimmste Forderung Gottes schien es mir zu sein, als ich innerlich gedrängt wurde, zu der Kreisleitung der kommunistischen Partei in Soltau hinzugehen und ihr eine bestimmte Sünde zu bekennen. Bevor ich mich bekehrte, wollte ich ja, wie ich schon gesagt habe, Naturwissenschaftler werden, und hatte mir einige Bücher von der kommunistischen Partei-Bibliothek geliehen. Eines davon war mir so wertvoll, daß ich es trotz mehrmaliger Mahnung nicht zurückgab. Die Mahnungen hörten auf, es wurde still. Wie es schien, hatte man nach einem Wechsel in der Kreisleitung diese Sache unter den Tisch fallen lassen, vielleicht sogar dem Vorgänger Schlampigkeit in seinen Papieren vorgeworfen. Jetzt hieß es aber in mir: „Gehe hin und bekenne diese Schuld vor den Leuten dort und mach' die Sache in Ordnung.“ Jetzt gab es weiter kein Überlegen, ich mußte reinen Tisch machen.

Das Buch war nicht mehr da. Ich hatte es mal irgendjemanden verliehen, der hatte es weiter verliehen, und so verlor sich jegliche Spur davon im Nebel. Wenn Gott von mir gefordert hätte, ich sollte einen Fußmarsch irgendwohin unternehmen, ich denke, ich hätte es viel lieber getan. Nichts war mir unangenehmer, als gerade diesen Leuten Schuld zu bekennen. Und so versuchte ich durch einen frommen Kuhhandel Gott von Seiner Forderung abzubringen. Das geschah in folgender Weise. Ich sagte: „Herr, wenn heute nach der Bibelstunde das Büro der Kommunisten noch offen ist, dann soll es mir ein Zeichen sein, daß ich es bekennen muß. Wenn nicht, dann ist auch so alles in Ordnung.“ Zwar wußte ich, daß alle Geschäfte ab 19 Uhr geschlossen sein mußten. Das Büro der Kreisleitung der KPD war zugleich ein Zeitschriften- und Buchhandel und unterlag somit dieser Polizeiverordnung. Die Bibelstunde war ja erst etwa um 21.30 Uhr zu Ende. Aber ich meinte, ein Recht zu haben, Gott zu einem ungewöhnlichen Zeichen zu zwingen. Wie manch einer handelt bei einer unangenehmen Forderung

Gottes wie ich. Ist es nicht furchtbar, daß wir als Menschen oft versuchen, trotzdem Gott Seinen Weg klar zeigt, uns Seinem Zugriff zu entwinden?

Die Tür war natürlich verschlossen. „Halleluja!“ dachte ich, „nun brauchst du dich doch nicht vor diesen Leuten zu demütigen.“ Aber was war jetzt mit mir los? Ich wollte danken, loben und preisen und . . .? Ich konnte es nicht. Wie eine bleierne Schwere fiel es auf meine Zunge, wie ein schwerer Druck legte es sich auf mein Herz. „Herr“, sagte ich, „was ist denn los mit mir?“ Da war es so, als würde ich deutlich eine Stimme hören: „Du warst nicht zu feige, dieses Buch zu stehlen und bist nun zu feige, es in Ordnung zu bringen? Dann sieh' du zu, wie du die Geistestaufe bekommst. Der Heilige Geist ist ein ‚heiliger‘ Geist.“ Erschrocken gelobte ich: „Herr, gleich morgen will ich es in Ordnung bringen. Ich gehe zu den Kommunisten, denn ich brauch' die Geistestaufe.“ In mein Herz zog wieder Ruhe und Frieden ein.

Am nächsten Tag ging ich in der Mittagspause ins Büro der Kommunisten. „In dieser Zeit“, so dachte ich, „wird gewiß nur ein einziger im Geschäft sein, und dem kannst du dann das bekennen und den Schaden bezahlen.“ Aber wie war ich erschrocken, als ich feststellen mußte, daß die Kommunisten gerade eine Konferenz hatten. Das war mir äußerst unangenehm. Der Kreisleiter selbst trat auf mich zu und fragte mich nach meinem Begehren. Da durchzuckte mich plötzlich der Gedanke: „Sag einfach, du möchtest eine Zeitschrift.“ Aber dann erkannte ich, daß, wenn ich jetzt nicht diese Sache männlich bekenne, ich wohl nie mehr den Mut aufbringen würde, noch einmal hinzugehen. Als letzten Ausweg bat ich diesen Herrn um ein Gespräch unter vier Augen. Seine Antwort war: „Das ist schlecht möglich. Wir haben nur diesen einen Raum, und die anderen dürfen ruhig alles hören.“ Vielleicht war er der Meinung, ich möchte der Partei beitreten. Gott wollte mich eben völlig demütigen. Gewiß hatte ich es auch nötig. Zugleich aber wollte Er wohl diesen Kommunisten eine Gelegenheit geben, ein Zeugnis von Seinem Heil zu hören. Es blieb mir nichts

übrig, als in den sauren Apfel zu beißen und vor allen zu erzählen, wie ich ein Gotteskind wurde.

Um den Grund für meinen Besuch zu erklären, erzählte ich ihnen, daß ich jetzt um den Heiligen Geist bäte, den Gott mir nicht eher geben wollte, bis ich noch eine alte Sache bei ihnen in Ordnung gebracht hätte. Und dann bekannte ich die Sache. Verwundert hörten mir alle zu, und ich merkte, wie selbst der Kreisleiter tief gerührt war. „Und du kommst zu mir,“ sagte er, „und bekennst das einem Kommunisten? Sag mal, lehrt dich das dein Glaube?“ „Ja“, sagte ich, „Gott macht keinen Unterschied zwischen Kommunisten und Demokraten, sondern nur zwischen Welt und Reich Gottes und zwischen Wiedergeborenen und geistlich Toten. Da spielt es gar keine Rolle und bringt vor Gott auch keinen Vorteil, wenn jemand sich rühmt, er sei Christ oder Demokrat. Wenn er nicht wiedergeboren ist, gehört er nicht zum Reiche Gottes. Ja, der Herr Jesus schätzte sogar die Kalten viel höher ein als die Lauwarmen.“ Das war ihm etwas ganz Neues. Und so erzählte ich allen dort noch ganz ausführlich von meiner Heilserfahrung. Endlich sagte dieser Mann: „Weißt du, wenn ich vielleicht früher einem solchen Christen begegnet wäre und alles das so gehört hätte, wäre ich wohl nie Kommunist geworden.“ Da ging es mir blitzartig auf, daß der Kommunismus und der Atheismus in jeder Gestalt nur die Quittung für ein versagtes und lauwarms Christentum ist. Wenn die Christen wirklich für ihren Gott leuchten und den Geboten des Evangeliums nachkommen würden, dann gäbe es schwerlich diese Bewegungen. Welch eine Schuld laden sich alle lauwarmen, dem Evangelium noch innerlich fernstehenden sogenannten „Christen“ auf. Totes Christentum ist nicht Wegweiser zu Christus, sondern Hindernis. Hatte ich das nicht selber erlebt?

Als ich das Buch bezahlen wollte, weigerte sich dieser noble Mann, Geld von mir anzunehmen. „Du hast den Mut und die Charakterstärke aufgebracht“, sagte er, „zu uns zu kommen, und damit ist die Sache erledigt.“ Daß alles so gut ablief, machte mich glücklich. Freudig ging ich nach

Hause. Mit Eifer betete ich weiter um die Taufe im Heiligen Geist, überall, selbst auf dem Fahrrad. Einige hatten mir erzählt, daß man bei dem Empfang der Geistestaufe wie die alttestamentlichen Propheten zu Boden fallen könne. Darum betete ich auf dem Fahrrad: „Herr, taufe mich mit Deinem Geist, aber nur nicht auf dem Fahrrad, denn wenn ich dabei umfallen muß, könnte ich vor einem Auto zu liegen kommen.“ Aber sofort dachte ich: „Mache ich damit Gott nicht Vorschriften?“ und betete dann: „Herr, taufe mich, wann und wo Du willst, nur taufe mich mit Deinem Geist.“ Wenn ich ein paar Kilometer mit dem Fahrrad gefahren war, blieb ich stehen, verbarg mich in einem Wacholderstrauch, die es in der Heide reichlich gab, und betete: „Herr, erfülle mich jetzt mit Deinem Geist!“ Mitten in der Nacht konnte ich aufwachen und um die Erfüllung mit dem Heiligen Geist flehen. Je länger ich warten mußte, desto größer wurde mein Hunger.

Durch einen Bruder wurde ich auf Gebetsversammlungen in Neuenkirchen aufmerksam gemacht. Hungrig fuhr ich dorthin. Innerlich war es mir so, Gott würde etwas an meiner Seele tun. Doch habe ich dort die Geistestaufe nicht erlebt, aber durch ein geistgewirktes Gesicht und durch einen prophetischen Zuspruch bekam ich die absolute Gewißheit, daß der Heilige Geist für mich da ist und in der nächsten Zeit der Durchbruch erfolgen wird. Nach dieser Gebetsstunde dauerte es auch nur noch etwa eine Woche, dann war es soweit. Gott hatte mir an dem Tage, der das Erlebnis brachte, gezeigt, daß ich alles andere als perfekt war. Dieses Erlebnis war zuvor noch nötig, denn es hat mich später davor bewahrt, in ein perfektionistisches Denken hineinzukommen. Nach dem Zuspruch des Geistes während der Gebetsstunde in Neuenkirchen war ich in solch einer freudigen Stimmung, daß ich bald meinte, ich könnte nicht mehr in Sünde fallen.

Durch einen kleinen Anlaß wurde ich aber wieder zur Wachsamkeit gerufen. Das geschah so: Als ich in Schneeverdingen war, brachen mir die Pedale meines Fahrrades ab. Ich mußte sie reparieren lassen. Als ich am Abend hinging,

mein Fahrrad zu holen, begann ein älterer Herr auf der Straße ein Gespräch mit mir, und zwar erzählte er schmutzige und unsittliche Dinge, die er selbst begangen haben will, als er noch jung war. Dieses Gespräch war mir äußerst peinlich und ich versuchte, so schnell wie möglich von dem älteren Herrn wegzukommen. Aber er war nicht abzuschütteln und wühlte genüßlich weiter in dem Schmutz seiner Erinnerungen. Dabei fragte er mich: „Kennst du den?“ und nannte einen Namen, „und kennst du den?“ und nannte einen anderen Namen. Er wollte wahrscheinlich manche schmutzige Dinge über diese Männer erzählen. Um den Alten loszuwerden, sagte ich: „Ja, ja, ja!“, ließ ihn stehen und rannte weg. Nachdem ich mein Fahrrad wieder hatte, kam mir jede Einzelheit dieser Szene wieder. „Was hast du vorher gesagt?“ dachte ich, „du hast ‚ja, ja‘ gesagt, und du kennst doch keinen dieser Menschen. Du hast ja eine furchtbare Sünde begangen, du hast gelogen!“ Den alten Mann sah ich nicht mehr und konnte ihn daher auch nicht um Verzeihung bitten. Aber ein Schreck durchzuckte mich: „Jetzt wirst du die Geistestaufe wohl nie empfangen! Du hast ja trotz aller Gnadenerweise Gottes noch gesündigt!“ Erst viel später erkannte ich, daß es immer darauf ankommt, zu wachen und zu beten. Frei sind wir nur von der Sünde, wenn wir in Jesus bleiben. Selbstsicherheit läßt uns leicht eine Beute des Feindes werden. Wie war ich da zerbrochen. Ich blieb an einer Hecke stehen, wo ich mich unbeobachtet wußte, und betete: „Herr, kannst Du mir noch einmal vergeben, kannst Du mir trotz allem noch die Geistestaufe und die Geistesgaben geben?“

Traurig und niedergeschlagen fuhr ich in Richtung Soltau. Kaum hatte ich Schneverdingen verlassen, überfiel mich wieder der tiefe Schmerz und tiefe Reue über mein Versagen. Ich fuhr in die Heide hinein, verbarg mich hinter ein paar Wacholdersträuchern und betete. Während diesem Gebet geschah etwas Eigenartiges: Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich ein Gesicht. So etwas hatte ich noch nie zuvor erlebt. Klar und deutlich sah ich zwei Bibelstellen vor mir stehen, die eine in Antiqua-Druckschrift und die

andere in Kursiv. Sofort nahm ich mein Neues Testament heraus und schlug diese Stellen nach. Beide ergänzten sich wunderbar und gaben mir Trost und Gewißheit. Die eine war aus Lukas 18, Vers 7 und 8 und die andere in Philipper 4, Vers 4 bis 6. Was der Inhalt dieser Stellen war, hatte ich vorher aus dem Kopf gewußt, aber nun war ich gewiß: Gott hat mich nicht verstoßen, Gott blieb mir gnädig, und meine Gebete waren nicht vergeblich.

Freudig schwang ich mich auf mein Fahrrad und war so voll ob der unverdienten Gnade, auch ein Gesicht bekommen zu haben, daß ich erfüllt von Lob und Dank auf dem Fahrrad anfang zu beten. Alle sollten meine Freude hören. Ich betete laut heraus. Es schien mir auch, als würde irgendeine unbekannte Kraft mir selbst körperlich helfen. Und dann, als ich kurz vor Soltau einen Hügel hinabfuhr, geschah etwas wie ein Brausen über meinem Kopf. Eine Kraft durchzuckte mich wie ein elektrischer Stromschlag. Ich brach kurz in Zungen aus. Darüber war ich aber so erschrocken, weil ich es jetzt gar nicht erwartet hatte, daß ich sofort aufhörte zu beten. Das Zungenreden war vorbei. Ich versuchte zwar wieder in Zungen zu reden, aber es ging nicht. Doch in meinem Herzen war eine unbeschreibliche Freude. Glückselig fuhr ich zu meinem Quartier.

An diesem Abend hatten wir unsere Gebetsversammlung. Freudig legte ich Zeugnis ab von dem, was der gnädige Gott an mir getan hatte. Lob- und dankerfüllt ging die ganze Gemeinde sofort auf die Knie. Da geschah etwas ganz Gewaltiges mit mir. Kaum hatten meine Knie den sägemehlverstaubten Fußboden der Tischlerwerkstatt berührt, in der unsere Versammlungen stattfanden, da durchfuhr mich ein ähnliches Kraftgefühl wie auf dem Fahrrad, nur viel, viel stärker. Deutlich hörte ich über mir ein gewaltiges Brausen, wie wenn zerrissene Luftmassen in einem Donner wieder zusammenschlagen. Vor meinen Augen sah ich Feuer, sah meinen Leib wie vom Feuer durchströmt. Die Kraft erfüllte meinen ganzen Körper. Dann schien es mir so, als ob diese Kraft aus meinen Fußsohlen wieder herausströmte. Während der ganzen Zeit war ich bei klarem Bewußtsein. Ich

konnte alles deutlich beobachten, aber ich sah weder die Wand vor mir trotz offener Augen, noch hörte ich jemanden neben mir beten. In mir brauste es, aber um mich herum schien nur feierliche Stille zu sein. Da dachte ich: „Ob das die Entrückung ist?“

Wie lange dieser Zustand dauerte, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ein Gefühl tiefer Anbetung mein ganzes Herz durchzog. Mir schien es so, als wäre diese Anbetung schweigend geschehen. Auf einmal hörte ich — wie in weiter Ferne — in einer Ecke jemanden leise und sanft mit neuen Zungen beten und preisen. Dann kam dieses Zungenreden immer näher und wurde immer lauter, bis ich überrascht bemerkte, daß ich es war, der dort in Zungen redete. Die neuen Zungen flossen so ganz natürlich aus mir heraus, als ob ich mein Leben lang nichts anderes getan hätte. Später fragte ich die Brüder, ob ich denn schon länger in Zungen geredet hätte. Sie sagten mir: „Seit dem Moment, da du niedergekniet bist, hast du nicht aufgehört, mit lauter Stimme in neuen Zungen zu reden.“ O, wie war mein Herz da dankbar! Gott hatte Seine Verheißung eingelöst! Halleluja! Ja, wahrlich, Gott steht zu Seinem Wort.

Seit jener Zeit konnte ich immer wieder in den Stunden der Anbetung Gott in neuen Zungen preisen und habe durch diese Gabe viel Segen empfangen. Gott zeigte mir später, wie ich die Zungenrede auch zum bevollmächtigten Dienst in Fürbitte, Seelsorge und im Dienst an Gebundenen und Kranken verwenden konnte. Öfter schenkte mir Gott auch Offenbarungen und Visionen. Eine davon hat sich buchstäblich, genau ein Kalenderjahr später, erfüllt. Ein paar Monate später schenkte mir Gott durch Gebet und Glauben auch die Gabe, die Zungen auszulegen, damit ich zur Erbauung der Gemeinde beitragen konnte. Wieviel Segen ist aus dieser Gabe für mich und für die Gemeinde des Herrn geflossen! Unbegreiflich, daß so wenig Christen ein tieferes Geisteserleben und die Geistesgaben suchen.

Zuerst dachte ich, ein jeder müsse die Geistestaupe so erleben, wie ich sie erlebte, die gleichen Gefühle und die gleichen Stationen durchlaufen. Erst viel später merkte ich,

daß Gott auch hier souverän handelt. Alle, die die Erfüllung erleben, preisen zwar den Herrn mit neuen Zungen, aber einige erleben sie scheinbar nüchtern und andere so überwältigend. Der Geist Gottes wirkt auch hier *wie Er will*. Bei rechter Belehrung und bei kindlichem Glauben ist der Weg zur Erfüllung mit dem Heiligen Geist sehr einfach. Jedes Gotteskind kann sie erleben. Diese Erfahrung ist ja Gottes Verheißung für alle Christen. Jeder, der kindlich kommt und bittet, kann im schlichten Glauben die Kraft des Heiligen Geistes erfahren und Gaben des Heiligen Geistes empfangen. Schablonen für das „Wie?“ gibt es nicht, aber die herrliche Erfahrung gibt es!

So darf ich am Schluß dieses Büchleins sagen: Gott lebt! Er ist derselbe heute noch und steht zu Seinen Verheißungen! Das ist mein Zeugnis an jeden Menschen. Will's Gott, werde ich in einem zweiten Bändchen berichten, wie Gott mich in Seinen Dienst hineinführte und darin segnete.